

Sächsische



Landesbibl.



Die
Heimatsdichtung
der
Oberlausitz

— Von Oskar Schwär —

Verlag von J. S. Walde / Löbau in Sachsen

1. Auflage war in einigen Wochen vergriffen!

“
Oberlausitzer Post

Viernzwanzschg Geschichten a oberlausitzscher Mundaart
vu

Rudolf Gärtner

und eene vu senner Froom

Miedn Umschlag und drei Mannln vu Erich Wünsche

2. bis 6. Tausend Preis Mark 3.50 (Gebunden)

Kommissionsverlag: Sberhard Slemens, Sberzbach Sa.

Heimatsbuch — Heimatkunst

eine wirkliche Bereicherung unserer mundartlichen Literatur

Kritiken:

„ . . . zeigen schalkhaft aber naturwahr und volkstümlich Denken und Tun des schlichten Mannes, Sitten und Bräuche der Bewohner jener Landschaft.“

Oberschulrat Dr. Priesel.

„Heimatkunst im besten Sinne. Ich wünsche dem Büchlein recht weite Verbreitung, nicht bloß in seinem Heimatlande, sondern auch in den Kreisen, die ein Herz haben für die Heimatbewegung oder die Interesse haben an unsern sächsischen Mundarten. Das prächtige Büchlein ist eine wirkliche Bereicherung unsrer mundartlichen Literatur.“

J. Neumeister, Oberkirchenrat.

„Wohl keiner hat das Büchlein aufgeschlagen, ohne herzlich darüber zu lachen! Köstlicher Humor und der frische kräftige Hauch unsrer heimatlichen Scholle weht uns Seite für Seite entgegen. Sind wir erst einmal mit dem Verfasser auf den Dybin gestiegen, dann vertrauen wir uns gern seiner weiteren Geleitschaft an und folgen ihm, wohin er uns führen mag. Wir setzen uns auf dem ‚Sierschdurfer Schissn‘ mit ihm auf die Reitschule und hören wieß „pfefft“, steigen zu mitternächtiger Stunde in Hausg Benjamins Gespensterhause klopfenden Herzens mit die Treppe hinan und haben vor allem Mitleid mit dem Verfasser, wenn wir sehen, wie er sich auf dem Walddorfer Grasgarten beim ‚Futterwennj‘ mit seinem ‚guhdn Wölln‘ abmüht, um all den strengen Anforderungen gerecht zu werden, noch dazu mit einem Rechen in der Hand, ‚dann die zwätn Zähne no ne oalle wieder annochgewachsn woarn‘. Mit einem Wort: Ein wahrhaft frohes Buch, das in unsrer ernsten Zeit doppelt willkommen ist. Oberlausitzer Dorfzeitung.

Die Heimatdichtung der Oberlausitz

von Oskar Schwär.



Verlag von J. S. Walde, Löbau in Sachsen.

sc

0.65.2.2

Die Heimatschönung

der Oberlausitz

Sächsische
Landesbibliothek
211089
Dresden

G

[1919]



Das Büchlein will aufzeigen, was die Oberlausitz an Heimatdichtwerken besitzt.

Liegt ein Bedürfnis dazu vor? Der Verfasser glaubt es offenbar. Als Lausitzer hat er in Sachsens Hauptstadt oft genug die trübe Erfahrung gemacht, daß man hier die Volksgenossen aus Ostsachsen schlecht kennt. Vor allem hat er beobachten können, daß durch gewisse Lausitzer Literatur ganz falsche Vorstellungen über die Dörfler des von Szornoboh, Rottmar, Lausche beherrschten Gebiets verbreitet werden. Und wenn er in einer Buchhandlung nach Lausitzer Dichtungen fragte, konnte ihm immer nur Kenatus und Bihms Korle vorgelegt werden. Die unkritischen Leser — und das sind die meisten — nehmen aber für bare Münze, was in den Büchern dieser Schriftsteller steht, vor allem, wenn sie nur diese kennen. Der Verfasser gehört nicht zu den Überempfindlichen, aber geschmeichelt hat's ihm nicht, wenn seine Landsleute als Schildbürger galten, wenn bei Festveranstaltungen seine Muttersprache nur benutzt wurde, um den „dummen Bauer“ vorzuführen. Fast nie hat er bei solcher Gelegenheit wirklichen Humor bieten hören, stets mußten es Albernheiten sein. Das hat ihm bitterweh getan, und es ist ihm zumute gewesen, als müßten seine biederen, kernigen, charaktervollen Landsleute Fronttänze zur Belustigung der Städter aufführen. Dies ist für den Verfasser Grund genug, einmal zu zeigen, daß es eine ganze Reihe von Werken gibt, die Natur- und Volkscharakter der Lausitz in anderer und besserer Weise spiegeln.

Er hofft aber auch, daß er denen zu Hilfe kommt, die ernstlich bemüht sind, in das Lausitzer Volkstum einzudringen. Heimatwerke, die ein beschränktes Verbreitungsgebiet haben (Mundart-sachen), sind oft nur in kleinen Auflagen und in unbekanntem

Verlagen erschienen. Reklame hat sich kaum gelohnt. Die Buchhändler können daher auch selten Auskunft geben. Wer, wie der Verfasser, etwa eine Volksbücherei leitet und die Abteilung Heimatliteratur ausbauen will, kennt die Schwierigkeiten, und ihm dürfte vorliegendes Büchlein als Führer durch das Sondergebiet vielleicht nicht unwillkommen sein.

Aus praktischen Gründen beschränken sich diese Ausführungen räumlich auf die Sächsische Oberlausitz. Doch durfte nicht eine so peinliche Absperrung der politischen Nachbarn von einander vorgenommen werden wie während des Krieges hinsichtlich der Ernährungspolitik. Hier wie drüben dieselben Deutschen, hier wie drüben dieselben Wenden. Einige Literaturwerke, deren Handlung auf preussischer Seite spielt, sind mit angeführt worden, sie beweisen ja nur, daß über die politische Grenze eine ethnographische Einheit, genauer eine wendische und eine deutsche, sich erstreckt.

* * *

Eine Heimatdichtung muß denselben Anforderungen genügen wie irgendeine andere Dichtung: sie muß ein Kunstwerk sein.

Man hat zunächst die Heimatdichtung nur als Kunst zweiten Ranges gelten lassen wollen, weil man glaubte, sie müsse sich in gar zu engen Grenzen bewegen, über dem Schildern der Einzelheiten eines kleinen Bezirks vergessen, was die große Welt draußen erfüllt, sie könne ihre Stoffe nicht ins Allgemeinmenschliche erheben, nicht bedeutende Schicksale gestalten, ihr Realismus müsse hausbacken sein.

Aber es kommt einfach darauf an, wie weit man den Begriff Heimatkunst faßt. Von den vielen Erklärungen erscheint die von Adolf Bartels als die treffendste: „Heimatkunst ist das von aller individuellen Willkür freie, hingebende, treue Darstellen und Schaffen aus heimischem Leben heraus,

aber aus heimischem Leben in seiner Gesamtheit unter dem Einfluß der Zeitbewegungen, die örtlich abgetönt erscheinen, sie ist durchaus echte Kunst, sie wird große Kunst werden, sobald sie die Entwicklung großer Persönlichkeiten vom Heimatboden aus in Volk und Menschheit hinein darzustellen haben wird.“ Timm Kröger, Ottomar Enking, Karl Söhle, Alfred Bock, Helene Voigt-Diederichs und andere sind Heimatdichter und als solche, was heute nicht mehr nachgewiesen zu werden braucht, Künstler.

Zugeben muß man natürlich, daß das meiste, was den schönen Namen Heimatdichtung trägt, auf einem viel tieferen Niveau steht. Aber das hat seinen Grund nicht im Wesen dieser „Kunst des innigsten Anschmiegens an die Heimat“, sondern im Mangel dichterischer Begabung der Verfasser. Es handelt sich da um Werke mit dem ausgesprochenen Zweck, den Leser mit einer bestimmten Landschaft und ihren Bewohnern bekannt zu machen oder Heimatliebe zu predigen. Sie sind daher meist volkshundliche Kraftsuppen. Und doch möchten wir diese Erzeugnisse durchaus nicht missen. Sind sie gleich oft aller dichterischen Schönheit bar, fehlt ihnen künstlerische Komposition und Menschengestaltung, so haben sie doch auch ihre, wenn auch bescheidenen Vorzüge: sie sind bodenständig, wahr, fesseln auch die breite Masse, sind volkstümlich und wecken das Interesse für die heimatliche Natur, Geschichte, für's heimatliche Sagenleben. Wir können ja auch in der übrigen Literatur nicht nur die wenigen Werke gelten lassen, die den schärfsten Kriterien standhalten. Gewiß ist, daß die mittelmäßige Heimatliteratur mit gesundem Wirklichkeitsinn und der Treue des biedereren Handwerksmeisters viel mehr Segen stiftet als die in verstiegener Symbolik, im Pathologischen und in ertüftelter Technik schwelgende Modedichtung.

Es soll daher im Folgenden zunächst von den Werken die Rede sein, die als Dausitzer Heimatdichtungen angesprochen werden müssen, weil sie im Dausitzer Volksleben wurzeln und es widerspiegeln, die aber tendenzlos sind und ihren Wert als Dichtung schlechthin haben, sodann von den

Werken, die beabsichtigte, tendenziöse Heimatschilderungen sind und die man die spezifische Heimatdichtung nennen könnte und von der Dialektliteratur.

Der die Lausitz in die große Literatur eingeführt hat, ist **Wilhelm von Polenz** (geb. am 14. Januar 1861, gest. am 13. November 1903). Er ist bis heute dem künstlerischen Range nach der erste Lausitzer Heimatdichter geblieben. Seine Wiege stand in dem alten Herrensitze zu Obercunewalde. Nur für kurze Zeiten hat er sich von diesem getrennt, um dann zu ruhiger Arbeit und strenger Pflichterfüllung auf seine väterliche Erde zurückzukehren und um hier allzufrüh aus dem vollen Schaffen neben seinen Ahnen die letzte Ruhe zu finden. So blieb er seiner Heimat treu. Er suchte und fand seine Kraft im Herzen der Landschaft, daher durchklang ihn auch stark und warm der Pulsschlag des heimatlichen Lebens, und daher klingt dieser Heimatton fort in seinen Werken. „Ich bekenne mit Stolz, daß ich mich als Produkt meiner ländlichen Umgebung fühle, daß ich Kind meiner Zeit, Kind meines Volkes und meiner Rasse, in letzter Linie Sohn meiner Familie bin, auch als Künstler“, sagt er selbst. „**Der Büttnerbauer**“ und „**Der Pfarrer von Breitendorf**“, „**Junker und Fröner**“ und die „**Dorfgeschichten**“ sind die Werke, die der Lausitz gehören. In ihnen webt die heimatliche Natur und leben heimatliche Menschen. Polenz kannte seine Leute gar gut, war mit ihren äußeren und inneren Sorgen vertraut, wußte um ihre Kämpfe, Leiden und Freuden. Da fand er denn Gestalten und entdeckte Schicksale, die wohl wert waren, dichterisch festgehalten zu werden. Wahr und echt stellte er die Menschen dar, idealisierte sie nicht und verzichtete ebenso auf das Wirkungsmittel der Uebertreibung. Und gerade diese Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit, die nicht Nüchternheit ist, sondern die dabei warme Liebe fühlen läßt, erhebt diese Werke über viele andere, in denen alle Kunstmittel angewendet sind.

Man hat bei Gerhart Hauptmann das große Mitleid als den tiefsten Grund seines Schaffens erkannt; gewiß: es ist das große Mitleid, die starke Liebe, die auch Wilhelm von Polenz,

den Großgrundbesitzer und Edelmann, drängte, die Nöte der unterdrückten Bauern und Häusler zu schildern und die erschütternde Tragödie des Böttnerbauern zu schaffen. (1895. „Dem deutschen Nährstande gewidmet.“) Der Großbauer Traugott Böttner hat das seit Jahrhunderten seiner Familie gehörende Gut stark verschuldet übernommen. Er hängt an der Scholle, arbeitet, plagt sich, spart, um ja den Besitz zu erhalten. Aber der konservative und unbewegliche Mann versteht es nicht, sich den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen und kommt immer mehr ins Hintertreffen — gerät schließlich in die Netze eines jüdischen Güterschlächters, der ihm mit Hilfe von Böttners gaunerischem Schwager den Sarauß bereitet. Seine Kinder sind draußen in der Welt, haben Vater und väterliche Scholle im Stich gelassen. Da geht der Einsame und erhängt sich. Er ist das Opfer seiner individuellen Charakteranlage wie der damaligen für den Bauernstand schlimmen Zeitverhältnisse. Diese sind so fachmännisch-fachlich geschildert, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Böttners Niedergang beschleunigen, so vollständig herangezogen, daß der Leser das Gefühl hat: hier spricht der Mann, der zur Behandlung dieses Problems berufen ist. Ebenso überzeugend und künstlerisch ist die Menschenzeichnung, vor allem die Gestalt des Helden, dessen Bild noch lange im Leser lebendig bleibt. Adolf Bartels, dessen Erklärung des Begriffs Heimatkunst wir oben anführten, sagt in der Einleitung zu diesem Roman, als dem ersten Bande von Polenz' gesammelten Werken: „Ganz vortrefflich hat er das Standesgemäße des Bauern mit individuellen Zügen, das Triebmäßige des Naturmenschen mit bewußten Antrieben durchsetzt, und so eine Bauerngestalt zustande gebracht, die von Anfang an überzeugend wirkt und zuletzt zu tragischer Größe emporwächst. Traugott Böttner ist kein Theaterbauer, weder der bäuerische Kraftmensch, noch von jener Gemütsweichheit, die man den Bauern gelegentlich unterschiebt; er hat fast alle Untugenden seines Standes, nur daß er sich sittlich rein hält, aber wir sehen in ihm gleichsam die verkörperte Arbeit, die Treue zum angeborenen Berufe, und

daß dieser Treue so böß mitgespielt wird, ergreift uns so sehr und läßt uns den Ausgang, den Selbstmord des Bauern, nachdem er fast jede Demütigung über sich hat ergehen lassen, wie den Ausgang eines echten Trauerspiels empfinden.“ Es gilt denn „Der Büttnerbauer“ auch als eines der wichtigsten und bedeutendsten Werke der deutschen Romanliteratur, das z. B. auch Leo Tolstoi hohe Bewunderung abnötigte. Es liefert den besten Beweis, daß Heimatkunst erstklassige Kunst sein kann. Ueber die Sprache des Romans, die natürlich bei der Würdigung eines Heimatwerkes notwendig berücksichtigt werden muß, wird später noch die Rede sein.

Wir dürfen sicherlich auch den „Pfarrer von Breitendorf“ einen Heimatroman nennen. Allerdings sind die Schilderung des geistlichen Standes und das Problem nicht an eine Scholle gebunden. Es wird erzählt, wie ein junger Geistlicher, ein begabter, ernst gerichteter, konsequent denkender Mann, von der orthodoxen, unduldsamen Kirche sich löst und zu einer freieren Religiosität gelangt. Diese Entwicklung, die wohl die eigene des unter dem Einfluß des älteren Lebensgenossen Moritz von Egidy stehenden Dichters widerspiegelt, ist psychologisch tief und meisterhaft dargestellt. Und auch die Nebenpersonen, deren jede ihre besondere Physiognomie hat, fesseln ungemein. Den Hintergrund zu dem Roman bildet das Oberlausitzer Dorfleben. Serland, der seinen Seelsorgerberuf ernst nimmt, steht ja im innigen Verkehr mit seiner Gemeinde, der Leser macht oft Sänge mit ihm durchs Dorf und die Umgebung und tritt mit ihm in die Hütten und lernt die verschiedenen Dorstypen kennen. Die schlichten Naturmenschen haben auch ihre inneren Kämpfe wie die Gebildeten, auch ihre Philosophie. Polenz hat einen gar feinen Sinn dafür gehabt und gerade in diesem Werke, in dessen Handlung die Dörfler nur die Bedeutung von Nebenpersonen haben, aus der Tiefe des Lausitzer Volkstums geschöpft.

Ueber den zwei großen Romanen dürfen wir Polenz' **Dorfgeschichten** nicht vergessen. Wir täten ihm und uns ein schweres Unrecht. Wir würdigen ja heutzutage die kleine Kunstform mehr als je, und Polenz war ein Meister darin. Er

greift hinein ins Menschenleben seiner Heimat, holt sich mit sicherem Griff interessante Gestalten heraus, die er mit kurzen, festen Strichen charakterisiert. Er erzählt von tüchtigen, still und gründlich an ihrem Glücke schaffenden Landwirten, von Bauern mit richtigen Lausitzer Granitschädeln, gar von einem, der „sozialsch“ wird, von glatten, zungenfrommen und dabei recht ichsüchtigen Christen, von eigenen Leuten, die ihr Glück stumm und sorgsam verbergen und darum für die Dorfgenossen ein Rätsel bleiben. Alle Geschichten zusammen geben ein reiches und wahres Bild von der Lausitzer Scholle, wie Polenz es mit Dichteraugen geschaut und mit Dichterworten in der Geschichte „**Ein wilder Schößling**“ malt:

„Die Einwohnerschaft eines jeden Dorfes hat ihre ausgesprochene Physiognomie. Und wiederum innerhalb der Dorfgenossen gibt es Gruppen, Stämme, Sippschaften, welche sich scharf voneinander abheben in äußeren und inneren Zügen, in Tastern, Tugenden und Fähigkeiten.

Einer Wiese vergleichbar ist die Menschenwelt des Dorfes. Von weitem mag sie wie eine gleichmäßige, grüne Fläche langweiliger Grashalme erscheinen, aber steht man drinnen, dann sieht man, daß von diesen Halmen jeder seine Eigenart hat. Man erkennt, wie sie einander überwuchern und durchschlingen, man sieht, wie die stärkere Art andere minder lebensfähige verdrängt, man beobachtet, wie einzelne Gewächse ihre Ausläufer unterirdisch weithin versenden, wie ein einziges, zur Reife gelangtes Individuum seinen Samen verstreut und sich ver Hundertfacht. Zwar überwiegt die große Masse der braven, grünen Grashalme, die nach einer Richtung wachsen und sich alle in vorschriftsmäßiger Höhe halten, aber dazwischen gibt es auch Moose, die den Boden verfilzen, üppige Binsen, geile Stauden, anschniegender Schlingpflanzen, zarte Blumen. Und dort schießt auf einmal ein fremdes, wildes Gewächs empor, das scheinbar garnicht zu dieser biedereren Gesellschaft gehört, selbstbewußt frech in der Haltung, ein Ding, das nach anderen Gesetzen zu leben gesonnen ist als die harmlose Nachbarschaft.“

Jede dieser Dorfgeschichten ist eine soziale Studie. Der strenge Selbstkritik übende Dichter hat auch im kleinsten Werke die größte Kraft entfaltet. Und es ist schwer, einige als die schönsten herauszuheben. „Karline“, „Mutter Maukschens Liebster“, „Die Glocken von Krummseifenbach“ sollen wenigstens genannt sein.

In die Vergangenheit der sächsischen Lausitz führt uns „Junker und Fröner“, eine Bauerntragödie, die den Kampf zwischen Junker und Leibeigenem behandelt. „... dafür habe ich andere Liebhabereien, zum Beispiel schreibe ich Dramen. Schade, daß sie niemand aufführen will. Ich glaube, wenn ich alle Tragödien und Komödien zusammenzähle, die ich seit meiner Schülerzeit verfaßt, daß zwei Duzend nicht langen. Davon sind aufgeführt bisher knapp zwei,“ sagt Polenz resigniert. Es hat sich nichts geändert. Vor einigen Jahren ließ die Dresdner Literarische Gesellschaft, der der Dichter angehörte, „Junker und Fröner“ in einer Vormittagsvorstellung im Albert-Theater aufführen. Die gutgemeinte Veranstaltung bewies aber nur die technische und innerliche Schwäche des Stückes, dem sozusagen die dramatische Energie fehlt. Polenz war eben kein Dramatiker. Die Schilderung der Kulturzustände ist sicherlich echt. Beim Lesen fesselt das Stück daher, es zeigt auch neue Züge des Dichters, und wir möchten es nicht missen. Bartels hat es mit „Andreas Bockholdt“ und „Heinrich von Kleist“ in die Gesammelten Werke aufgenommen.

Bei dem großen Meister der Erzählung bewundern wir gerade die hervorragende Technik, die dem Dramatiker versagt war. Die großen, auf breite Grundlage gestellten sozialen Romane sind von strenger Geschlossenheit. Obgleich der Dichter oft scheinbare Nebensächlichkeiten mit naturalistischer Treue darstellt, — „Wichtig ist alles“ —, gerät er doch nie ins Uferlose, sondern führt sicher und ruhig die Haupthandlung weiter. Seine Sprache ist denkbar einfach, aber kernig. Er benutzt gern die Mundart als Charakterisierungsmittel für die Dorstypen. Dabei zeigt er, daß er wie Luther „den Leuten außs Maul“ geguckt hat und hinein in ihre Seelen. Was die Menschen im Innersten bewegt,

können sie nur in ihrer eigenen Sprache ausdrücken, und so kann denn ein Dichter, der aus der Tiefe schöpfen will, bei der Gestaltung einfacher Naturkinder des Dialekts nicht entraten. Die Befürchtung, daß die Erzählung dadurch etwas Gesprenkeltes, den Genuß Beeinträchtigendes erhält, wie Timm Kröger meint, fällt weg, wenn der Dichter es versteht, den fein erfaßten Grundton der Mundart mit den gewöhnlichen Lautzeichen echt darzustellen, wenn er dabei nicht Philologe sein will, sondern Dichter bleibt. Ja, dann erhält die Erzählung gerade noch einen besonderen Reiz, Frische und Farbe. Ein paar Proben für die Sprachmeisterschaft unseres Dichters:

Aus dem „Büttnerbauer“: „Die junge Frau sprach den Schwiegervater noch einmal unter vier Augen, mit jener innigen, schlichten Herzlichkeit, die ihr zu Gebote stand, meinte sie: „Sie wollten's ihm auch so gut machen, als er sich's nur denken könne.“

Sie hoffte, ihn vielleicht mit der Kost locken zu können. Sie wollte ihm so kochen, wie er's gewohnt sei von der Mutter her, und wie sie wisse daß er's gern habe.

Da traten dem Alten plötzlich die Tränen in die Augen, mit einer Weichheit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war, sagte er: „Ne, ne Pauline, laß ack! Du bist gutt! — Ich weesh, Ihr meent's gutt mit mir alen Manne. Aber, laß ack!“

Dann versank er in Nachdenken.

Sie wagte es, seine Hände zu ergreifen und sie zu streicheln. Noch einmal stellte sie ihm dann vor, wieviel besser er's haben könne, wenn er bei seinen eigenen Leuten bliebe als unter Fremden.

„'s is alles eens, Pauline!“ war seine Antwort. „Mit mir is eema nischt mih! Mir nußt nischt nich mih! Ich were bale gang alle fenn!“

Sie meinte dagegen: Er werde noch manches Jahr erleben; er sei ja rüstig und nehme es noch mit manchem Jungen auf.

„Ne, ne! Ich ha's'n dicke! Ich ha's'n schun ganz dicke! — De Mutter is nu och tut. 's is ne schiene su alleene ei der Welt.“

Er schnäuzte sich und wischte die Augen; beides mit der Hand. Dann fuhr er fort: „Sieht Ihr ack und laßt mich Alles in Frieden. Ihr sed jung! Ihr wißt ne, wie's unsereenem zu mute is. Ihr kennt's ne wissen. Das kann niemand mih verstiehn, wie's unsereenem ums Harze is. — Su manchmal, Nächten — su alleene — und an Tage och, su verlassen! Mer mechte sich wünschen, daß de Sunne gar ne mih scheinen täte. Alles is eenem zuwider! Ne, ne! Das verstieht niemand ne, der's ne derlabt hat! — Laßt mich ack! Ich wer' schun a Plazel finden; is ne ei der Welt, dann is am Ende, kann sen, haußen.“

Pauline schluchzte laut auf, als sie den alten Mann so sprechen hörte. „Ju, ju! Su is! Ich glob', ich wer mich ne lange miß zu schinden han. — Ich will der och noch was mitgahn, Pauline, zum Adenken, eh' daß'r gieht.“

Damit ging er nach seinem Bretterverschlag auf den Boden und kam nach einiger Zeit, den Arm voll Kleidungsstücke, zurück.

Da war eine wattierte Puffjacke der Bäuerin, eine seidene Schürze, die er mal seiner Braut zum Geschenk gemacht hatte, etwas Leibwäsche der Verstorbenen und noch Kleinigkeiten aus dem Nachlasse der Bäuerin, mit denen er Paulinen beschenkte.

Auch Gustav sollte bedacht werden. Der Alte schleppte seinen Schafwollpelz herbei, den er seit dreißig und mehr Jahren führte.

Pauline weigerte sich, den Pelz für ihren Mann anzunehmen: den müsse der Vater behalten, damit er im Winter was Warmes habe.

„Ich wer' keenen Winter mehr fahn!“ sagte der Bauer.

Da er böse zu werden drohte über ihre Weigerung, nahm sie den Pelz schließlich an, zum Schein. Sie wollte ihn der eigenen Mutter übergeben, die ihn einstweilen aufbewahren und dem Alten bei beginnender Winterzeit zurückstellen sollte. —

An einem Sonntagmorgen in der Frühe nahmen Gustav und Pauline Abschied von Halbenau. Ihre Abreise hatte manchen Freund und manche Freundin herbeigelockt. Frau Katschner schwamm in Tränen. Sie mußte der Tochter heilig versprechen, daß sie nach dem alten Büttner sehen werde.

Die Witwe hatte im stillen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr noch ein zweites Mal die Freuden des Ehestandes zuteil werden möchten. Im geheimsten Kämmerchen ihres Herzens regierte kein anderer als Traugott Büttner allein.

Der alte Mann war nicht erschienen, um von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Die Leute sagten, er sei auf dem Weg nach der Kirche gesehen worden.“

Und der Schluß: „Heute wollte er's mal zu Ende führen. Er war ja gut zum Sterben vorbereitet: er war zur Beichte gewesen, hatte das heilige Abendmahl genossen; Gott mußte ihm seine Sünde vergeben. —

Jetzt stand er auf dem Steinhaufen, der Strick saß fest am Aste, er brauchte nur den Kopf durch die Schlinge zu stecken. —

Noch einmal hielt er inne. Sein Blick flog über die Felder und Wiesen zu seinen Füßen. Das war sein Land, er starb auf seinem Grund und Boden. Sein Auge suchte das Vaterhaus; da unten lag es, winkte zu ihm herüber aus blühenden Baumkronen.

— Fast unbewußt streifte er die Schlinge über den Kopf. Wenn er sich nun mit den Füßen abstieß, war's geschehen.

Noch ein Vaterunser!

Der Strick würgte ihn schon am Halse. Er fühlte die Steine unter sich rollen. Unwillkürlich suchte er eine Stütze mit den Füßen. Umsonst! Er hatte den Grund verloren, sein Körper wurde lang.

Was war denn das an seinem Halse. Ein Band mit eisernen Stacheln! — Sie rissen ihm den Körper in Stücke! Hing er denn? Er sah ja noch alles, ganz deutlich: dort, die beiden Leute, zehn Schritt von ihm.

So helfst mir doch! Schneidet mich ab! Seht ihr's denn nicht! — Nichts! Sie rühren sich nicht.

Der Wind spielt mit ihren Haaren, sie haben große, stille Augen. Der eine ist sein Vater, er erkennt ihn ganz genau, der Vater mit dem langen, gelben Haar, bartlos. Und das kleine gebückte Männchen daneben ist der Großvater. Ein uralter Mann, mit schiefer Nase und rot umränderten Augen. So stehen sie da und sehen ihm ernst und schweigend zu.

Er will mit ihnen reden. Wenn nur das Band am Halse nicht wäre. — Hilfe! Helft mir! —

Jetzt kommt der Vater heran. Vater! — So, jetzt wird's leichter. — Was sind das für große, schwarze Vögel . . .

Der Wind schaukelt den Körper hin und her. Die Bienen im Kirschbaum lassen sich deshalb in ihrem Geschäfte nicht stören. Der Kopf mit dem grauen Haar hängt tief auf die Brust herab. Die weit aus ihren Höhlen hervorquellenden Augen starren die Scholle an, die Scholle, der sein Leben gegolten, der er Leib und Seele verschrieben hatte.“

So oft der Verfasser dieses Büchleins die Werke von Polenz zur Hand nahm, haben sie ihn erfrischt und gestärkt wie ein Bad im Waldteich und im Innersten ergriffen. Weilte er doch für Stunden unter seinen eigenen Leuten. Wie könnte es anders sein: der Dichter des „Büttnerbauer“ ist sein höchstes dichterisches Vorbild. Freilich ist er sich bewusst, wie weit er immer zurückbleiben wird hinter diesem Ideal! Aber entmutigen soll ihn das nicht, sondern immer nur von neuem anspornen. „Die Mummelwalder“, die Gestalten des Buches „Die Höllmühle“ und des Romans „Die Heimatlosen“ stammen von der gleichen Scholle wie die der Polenzschen Dorfgeschichten. Sollten seine Erzählungen nur den Eindruck ernsthaften Strebens hinterlassen, so würde das dem Verfasser schon eine Genugtuung sein.

Leben und Geschichte der Wenden der Oberlausitz sind merkwürdigerweise noch nicht zum Vorwurf größerer Dichtungen gewählt worden. Wir berücksichtigen daher zwei Werke,

die uns in die Niederlausitz führen und uns die Natur des Spreewaldes und das Volkstum der Wenden lebendig, farbig schildern: „Spreewaldgeschichten“ von Max Bittrich und den Roman „Die alte Krone“ von Paul Keller. Die politischen Ereignisse der Gegenwart lassen uns heute den Kellerschen Roman doppelt interessant erscheinen. Juro und Samo, die beiden Söhne des heimlichen Wendengrals, kämpfen um die alte Krone. Aus entgegengesetzten Gründen: Juro gräbt den Hügel auf, um seinen Volksgenossen zu beweisen, daß ihr Glaube an die Kralkrone Aberglaube, daß alles nur eine schöne Sage ist, damit sie alle heimlichen Hoffnungen auf ein kommendes eigenes Wendenreich aufgeben und sich endlich ganz dem großen deutschen Volke anschließen und an seiner Kultur teilnehmen; denn Juro ist ein praktischer Politiker und hält die Sonderbestrebungen des kleinen Slawenrestes für ein Unglück. Samo will Kralkronachfolger sein, um den Krieg gegen das ihm verhaßte deutsche Wesen zu führen. Er macht mit den Tschechen gemeinsame Sache. Nachdem er sich zu Betrug und Gewalttat hat hinreißen lassen, flüchtet er nach Prag, wo er verelendet. Im deutsch-österreichischen Kriege wird er tödlich verwundet, so trifft ihn Juro, der als Arzt auf preussischer Seite teilnahm. Er kann dem Bruder noch die Kunde bringen, daß Vater und Gattin ihm vergeben haben. Juro selbst hat den Kampf aufgegeben, er ist zu der Überzeugung gekommen: „Dem Vater muß sein Vertrauen zu der alten Krone erhalten bleiben. Was nützt es, seinem sinkenden Tag das Abendgold zu nehmen? Und so wie er ist sein wendisches Volk. Dessen langer mühsamer Tag geht zur Neige. Es stehen noch ein paar rote Träumerwolken an seinem Himmel; ich habe erkannt, daß es unrecht ist, den Wenden dieses letzte Glück zu nehmen.“ Der Dichter ahnte wohl nicht, als er das Buch schrieb, daß neben Juros Geist auch der Geist Samos im kleinen Wendenvolk lebendig bleiben würde!

Paul Keller ist in den schlesischen Bergen daheim, hat aber Natur und Menschen des Spreewaldes so treu geschildert, als wäre diese Gegend seine Heimat. Der mit scharfem Blick und feinem Einfühlungsvermögen ausgestattete Dichter kann gar wohl

erfolgreich auch fremdes Land und Volk darstellen; ihm fällt das Charakteristische leichter auf als dem Einheimischen. Es wird der Oberlausitz bald eine Heimatdichtung von dem Norddeutschen, seit langen Jahren in Dresden lebenden Karl Söhle geschenkt werden. In dem Vorwort zum „Heiligen Orakel“ und im „Verdorbenen Musikanten“ erzählt Söhle, wie er in einem kleinen Dörfchen der Oberlausitz getraut worden ist. Dieses Fleckchen Erde, das ihm die Lebensgefährtin gab und wo er auch später noch oft geweilt hat, ist ihm, wie er dem Verf. d. S. schreibt, „so etwas wie ein Heimatersatz“ geworden. Dort spielt seine Musikernovelle „Der Seigengraf“. Gesunde Kraft, Urwüchsigkeit, Frische und Humor zeichnen Söhles Werke aus, und die Oberlaus. Heimatliteratur wird sicher um ein bedeutsames Werk bereichert werden.

An Max Bittrich erinnert Richard Blasius in der Einleitung zu seinem Bändchen „Oberlausitzer Dorfgeschichten“; und auch diese selbst erinnern an die Spreewaldgeschichten, wenn sie auch deren knappe, kräftige und eigentwüchsige Charakterisierungskunst nicht besitzen. Es sind kleine scharf gesehene Bilder aus dem „Sonnensfleck“, aus dem abseits vom lauten Weltgetriebe liegenden stillen Dorfe. Sie strömen wie der grüne Wald des Sonnensflecks einen frischen, gesunden Duft aus, das ist vor allem die Wirkung ihres gutmütigen Humors. Blasius' mundartlicher Arbeiten ist später zu gedenken.

Zu den besten Erzeugnissen der Lausitzer Heimatliteratur gehören die zwei Bände von Wilhelm Zachmann: „Auf dem Bauernhose“ und „Im Denz und Frühsommer“. In ihnen hat ein Landmann seine Lebenserinnerungen niedergelegt. Ganz schlicht, ohne poetische Ausmalerei, und doch sind es reizende, farbige Bilder, über denen noch der milde Sonnenschein stillen Humors, der lächelnden Weisheit des Alters webt. Diese Werke, ohne literarischen Ehrgeiz, ohne künstlerische Absichten geschaffen, nur aus dem frohen Selbstgenießen der Erinnerung an vergangene Zeiten natürlich herausgewachsen, sind echte, gesunde Volkskunst und zeigen, wie ein jeder sein Buch schreiben sollte. Ein jeder, er sei Bauer, Handwerker, Pfarrer, Minister, Kaufmann, „gebildet“ oder „ungebildet“ sollte sein Leben schreiben, Kinder

und Kindeskinde werden es mit Genuß und innerem Gewinn lesen und manches, was ihnen am Wesen des Selbstschreibers dunkel geblieben war, nun verstehen. Es ist keine Kunst; denn dies Buch bedarf keiner kunstvollen Komposition, keiner phantasiemäßigen Ausgestaltung, es muß nur wahr und schlicht sein, dann wird es auch gut sein; denn jedes Leben hat seine anziehenden heiteren oder dunklen Schicksale, jedes Leben ist in seiner Weise reich. Und doch ist es eine Kunst, eine sehr schwere: sein Leben richtig zu sehen. Zachmann hat es gekonnt.

Daß es eine dankbare Aufgabe ist, in schlichter Form aufzuzeichnen, was bei der Rückschau über den wechselvollen Wanderweg wieder lebendig wird, was aus dem Dunst der Ferne sich löst und dann, von allem Groben befreit, in wunderbarer Klarheit, ja Verklärtheit erscheint, haben außer Zachmann noch andere bewiesen. So ist das beste, was *Renatus* geschrieben hat, das einzige, was von seinen Büchern heute noch auch anspruchsvolleren Lesern einen schönen Genuß bereitet, der Band „Lebensskizzen aus ernstern und heiteren Tagen“.

Auch „Tage der Kindheit, Erinnerungen einer alten Frau“ von *Caroline Mittasch* liest man mit lebendiger Anteilnahme und innerem Gewinn.

Und dankbar sind wir unserm berühmten Pausitzer Landsmann *Ernst Rietschel*, daß er uns neben seinen großen Meisterwerken in Stein und Bronze „Die Jugenderinnerungen“ hinterlassen hat, die uns „auch den Menschen Rietschel, den gütigen, kindlich reinen Menschen und sein tapferes Emporringen aus den Nöten der Kindheit“ zeigen.

„Stadttheimat. Ein Blick ins Jugendland“ betitelt sich ein kleines Büchlein von *Martin Roschwitz*. Das alte, malerische Bauzen ist's, dessen Menschen und Verhältnisse in lebenswürdiger, oft humorvoller Weise darin geschildert werden. Doppelt willkommen ist das Werkchen, da die altehrwürdige Stadt merkwürdigerweise sonst kaum noch in der Literatur auftaucht.

Es gibt nur einen Roman, dessen Schauplatz Bauzen ist: „In omnibus charitas“ von *M. Sorbus*. Die Geschichte

von Zweien, die zueinander nicht kommen können, weil die Glaubensverschiedenheit eine schier unüberwindliche Schranke bildet. Der evang. Pastor Primarius und der Domdechant, zwei Eiferer, können die eheliche Verbindung der Kinder nicht zugeben. Aber zuletzt siegt die dulddende Liebe. In Wirklichkeit nicht, denn der Dechant muß die Waffe strecken, weil er ein offenes Unrecht an seiner Nichte begangen hat, indem er sie entgegen dem Willen ihres Vaters, katholisch erzogen hat. Durch diese Eröffnung fällt die ganze Geschichte in Nichts zusammen; denn dann bot nicht die Glaubensverschiedenheit, sondern ein niedriges Vergehen des Dechanten das zu überwindende Hindernis. Ein mittelmäßiger Unterhaltungsroman; das wertvollste an ihm ist aber gerade das, was ihn zum Heimatwerk stempelt.

Mit Liebe ist das Bild der alten Stadt gemalt, immer wieder werden neue Farben eingetragen. Die Naturstimmungen sind ungezwungen in die Handlung hineingewoben. Freilich organisch aus dem Heimatboden herausgewachsen sind Menschen und Schicksale nicht, in diesem Sinne ist das Buch nicht Heimatdichtung. Aber das romantische Budissin steht immer deutlich vor dem Auge des Lesers. Wie ein begeistertes Kind dieser Stadt spricht die Verfasserin über sie: „Denn sie hat eine Geschichte, die Stadt, und sie kann mitsprechen, wenn von dem Einst die Rede ist! Sie ist keine von den neuen Emporkömmlingen, von den jungen Suck-in-die-Welt, die kaum ein paar Jahrhunderte auf ihrem Rücken haben — nein, sie hat deren neun gesehen seit ihrem Entstehen, und doch kommt sie sich immer noch jung und frisch vor, wie das Wasser, das hell und klar ihre Füße umspielt — wie die Luft, die ihre Türme umfächelt, auch immer noch jung und frisch sind, obgleich sie damals, vor neun Jahrhunderten, schon mit ihr gespielt und gekostet haben.“

Eine andere durch Natur und Geschichte ausgezeichnete Stätte der Oberlausitz hat die Dichter öfter zum Schaffen angeregt: der Oybin. Hier spielen die Handlungen des Romans „Frührot“ von Käthe Dorn, der Erzählung „Die letzten Mönche vom Oybin“ von Johannes Kenatus und des Dramas „Pater Hilarius“ von Bruno Reichard. Alle drei behandeln gute

Motive, doch ist es nur den Erzählern gelungen, ihren Werken Leben einzuhauchen. Käthe Dorn hat immer dort ein paar Bibelsprüche zur Hand, wo sie innerliche, psychologische Entwicklung geben müßte. Sehr schade, daß die reiche, spannende Handlung der psychologischen Durchdringung ermangelt und in frömmelndem Tone erzählt wird. Bruno Reichard hat sein Drama in fünffüßigen Jamben abgefaßt, denen allerdings kein anderes Lob gezollt werden kann, als daß sie „richtig“ sind. Mit der gebundenen Form hat er auch das Leben gefesselt, und so ist das Drama nichts weniger als dramatisch. Elementare Kraft fehlt ihm ganz und gar.

Mehrere Werke sind in die Saupitz lokalisiert, spiegeln aber nur schwach oder gar nicht Saupitzer Natur- und Menschenleben wider: „Gottfried Kämpfer“, ein herrnhutischer Bubenroman von Hermann Anders Krüger, „Inspektor Raabe“ von Elisabeth Sbertin, „Das Leid in Deutschland“ von Kurt Serlach.

Die übliche Dreiteilung: Epos, Lyrik, Drama war bei unserem Material nicht angebracht. Die Saupitz hat keinen einzigen großen Lyriker aufzuweisen. Lessing, Christian Weise und Polenz haben nur wenige Gedichte hinterlassen. Das kleine Bändchen „Erntezeit“ von Polenz enthält allerdings lauter kostbare Perlen reifer Manneslyrik. Sie ist ins Allgemein-Menschliche hinaufgehoben. Tiefe Liebe zur Heimat und zur Natur durchflingt auch sie; dennoch dürfen wir sie nicht unter den Begriff „Heimatsdichtung“ bringen. Doch wollen wir uns eine Probe nicht versagen, um von dem Manne, der den kräftigen, kernigen Roman vom „Büttnerbauer“ schrieb, auch eine ganz andere Saite erklingen zu hören.

Sedenken.

Sedenke mein,
 Wenn du im Abendwinde
 Gehst durch ein reisend Ährenfeld,
 Wenn letzter Himmelsglanz gelinde
 In goldnen Mantel hüllt die Welt,
 Beim holden Abendschein,
 Wie fern ich sei, gedenke mein!

Die Grenze zwischen den ersten beiden Abteilungen der Heimatliteratur ist fließend. Einige Werke konnten sowohl zur ersten wie zur zweiten gerechnet werden, da ihr Wert als literarische Kunstwerke gering ist und sie nur den Zweck haben, den Leser mit bestimmten Örtlichkeiten oder geschichtlichen Begebenheiten der Pausitz bekanntzumachen. Dies gilt nun fast durchweg von den lyrischen und dramatischen Erzeugnissen. Sie sind Lokaldichtung und verdienen meist nur ein Lob, richtiger eine Entschuldigung, nämlich: Gut gemeint! Zu denen, die echte, warme Töne finden und auch die Form zu handhaben verstehen, gehören Hermann Nicke, (Lieder aus der Heimat), Anna Dix („Eine Sammlung der Heimat gewidmeten Dichtungen“, „Im Sonnenglanz“), Ulrich Apelt, Clemens Drache. Pausitzer Sagen und Stimmungsbilder enthalten auch die „Sedichte aus dem Sachsenlande“ von Otto Heinrich Johannsen. Hervorragendes ist nicht darunter.

Die Pausitzer Bühnenstücke werden in dem Literaturverzeichnis am Schluß aufgeführt. Zwei Talente, die es verstehen, die heimische Welt dramatisch darzustellen, werden bei der Mundartdichtung behandelt.

Hier muß Ernst Willkomm's gedacht werden. Seine zahlreichen einst viel gelesenen Schriften kennt fast niemand mehr. Die meisten der 1910 neu herausgegebenen Arbeiten, vor allem die Titelerzählung „Der Todseher“ franken an einer Jean Paulschen Überladung mit Wissenskram. Es geht ihnen immer eine, oft mehrseitige, Einleitung voraus, in der der Verfasser über den zu behandelnden Stoff Erörterungen anstellt. Die Handlungen sind oft recht schwache Erfindungen; in Geschichten wie „der Todseher“ und „die Lichtengänger“ kann man überhaupt nicht von Handlung im ästhetischen Sinne reden, eine Person erzählt Schauer-sagen, und zuletzt geschieht, ohne kausalen Zusammenhang, ein Unglück, was natürlich von den Anwesenden als Eintreffen eines Anzeichens gedeutet wird. Die Überladung mit historischen, psychologischen Erklärungen, die vom künstlerischen Standpunkt ein Mangel ist, erhöht aber den volkshundlichen Wert.

Doch wäre es vielleicht besser gewesen, die alten Sagen und abergläubischen Deutungen natürlicher und zufälliger Geschehen in der ursprünglichen Form wiederzugeben, wie sie im Volke geht, statt sie zu bearbeiten; sie zu gestalten war Willkomm nicht fähig. Nur eine Erzählung aus dem genannten Bande hat dichterische Bedeutung: „**Bauernleben**“. Hier ist die dörfliche Umwelt reizvoll und in guter Sprache geschildert und auf diesem Untergrunde mit festem, sicherem Strich der Charakterkopf des Altbauern David herausgearbeitet, des tüchtigen, nüchternen und klar denkenden, des fest am Alten hängenden Mannes, der vor seinem Tode dem Sohne noch einschärft: „Werde mir kein Neuerer, das versprich mir mit Handschlag, sonst würde ich keine Ruhe im Grabe haben.“ Die hier in Betracht kommenden Stücke aus den zwei Bänden „**Blitze, Novellen, Schilderungen und Skizzen**“ sind in jeder Hinsicht veraltet. Den Roman „**Familie Ammer**“ hat der Verfasser dieses nicht gelesen, daß er aber gänzlich vergessen ist, beweist schließlich nur seine geringe Bedeutung; denn Willkomm zählte nicht zu den Verkannten. Zu beklagen ist, daß er seine „**Jugenderinnerungen**“ nicht zu Ende führen konnte und daß der niedergeschriebene Teil derselben im Buchhandel kaum noch zu erlangen ist. Denn wie Renatus und auch mancher der großen Dichter hob Willkomm die gediegensten Schätze als er in seinen Erinnerungen nachgrub. Die Rohstoffe zu vielen seiner Erzählungen sind in den Berichten aus der Kindheit enthalten und wirken hier viel anziehender und frischer. Oberlausitzer Sittenbilder — ein Band trägt gleich diesen Titel — hat Willkomm in jedem in der Heimat spielenden Werke gemalt und dem volkshundlichen Forscher damit einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen.

Ein erst in letzter Zeit erschienenenes Büchlein stellt bei seiner Unscheinbarkeit doch eine Fundgrube reichen interessanten volkshundlichen Stoffes dar: „**Vaterhaus und Heimat**“. Der Verfasser **Johannes Smil Schöbel** führt uns nach der „**Sibe**“ (Sibau), heißt uns in sein Vaterhaus eintreten, in dessen Wohnstube drei Webstühle klappern, Spul-, Treibe- und Spinnräder surren, zeigt uns alle Einrichtungen des Weberheims; wie der Großvater

den kleinen Jungen, nimmt er den Leser an der Hand mit zum „Nubber“ oder durchs Dorf und Sonntags mit in die Kirche. Dabei macht er uns mit den biederen Dörflern, ihren Beschäftigungen, Sitten und Gebräuchen bekannt und erzählt von Kinderspielen und Festen. Er erklärt und erzählt zwar ungeordnet und ungeschickt, — allerlei sprachliche Fehler laufen unter —, dennoch hört man ihm gern zu, ja wer als Landsmann bei der Schilderung all der kleinen Reize des ruhigen, friedlichen Weberdorfs seine eigene Jugend nacherlebt, der lauscht mit stiller Andacht und drückt zuletzt dem Manne dankbar die Hand.

In die Vergangenheit führt uns auch Artur Booden in seinen Erzählungen „Wilderer auf dem Diechtensteinschen“, die „Buschliese v. Berzdorf“ und „Pascherfriedel.“ Nur die letzte ist in Buchform erschienen. Im Vorwort betont der Verfasser, daß er seine Aufgabe vor allem kulturgeschichtlich nimmt. Die Handlung ist folgende: Um das elternlose hübsche Rosel werben zwei Burschen, Pietsch-Friedel und „der Selbe.“ Das Mädchen hält es mit Friedel, obgleich ihre Pflegeeltern dagegen sind, weil Friedel sich mit den Neumannbrüdern zum handwerksmäßigen Schmuggel vereinigt hat. Er läßt sich in seiner Liebe nicht irremachen, obwohl seine Eltern die elternlose evangelische Rosa nicht zu ihrer Schwiegertochter haben wollen. In dem Selben entflammt die Eifersucht, und seine Mutter, ein teuflisches Weib, schürt dieses Feuer noch. Sie weiß ein Mittel, um Friedeln unschädlich zu machen: der Selbe soll die Paschergesellschaft verraten, dann würde Friedel unters Militär gesteckt. Der Selbe kämpft einen schweren Kampf, denn der Schmuggel ist infolge der eigentümlichen Grenz- und Zollverhältnisse selbstverständlich, natürlich, weil bis zu einem gewissen Grade notwendig. „Wäre auch nur ein leiser Schein von Unehrllichkeit auf die Bäckelobse infolge dieses ihres Gewerbes gefallen, sie hätten als biedere und ehrliche Leute zweifellos davon abgestanden.“ Wohl aber galt der Verrat der Pascher als etwas ganz verächtliches, gemeines. Gegen so schändliche Tat sträubte sich im Selben gesundes Ehrgefühl. Einen anderen Kampf sicht Friedel in seiner Brust aus. Er hat Rosa versprochen, von dem Paschergewerbe,

an dem er wegen des Gefährlichen, Abenteuerlichen mit einer gewissen Leidenschaft hängt, abzulassen und sich nur noch an dem großen Winterpaschzuge zu beteiligen. Dem Selben ist es gelungen, über das geplante Unternehmen alles Notwendige auszukundschaften, und er tut endlich den schweren Gang nach dem Zollamte. Im Höllengrunde kommt es zu einem wütenden Kampfe zwischen Grenzjägern und Paschern. Es gelingt zwar, den Warenzug über die Grenze zu bringen, aber drei der Neumannbrüder sind getötet worden. Friedel wird verletzt, aber Rosa und — der Selbe retten ihn in sein Dorf. Nun gerät der Selbe erst in die schwersten Gewissensqualen, denn er ist der Mörder der drei. Um sich von der furchtbaren Last zu befreien, gesteht er Friedeln und Rosa seine Tat ein, dann stellt er sich dem Militär und sühnt sein Vergehen. „Rosa und Friedel fanden in den Folgen der Katastrophe ihre Vereinigung, nachdem die Versöhnung der beiden Familien daraus emporgeblüht war. Gottlieb (der Selbe) errang den schönsten und herrlichsten Sieg. Er warf den Feind zu Boden, der in seinem Herzen sein Haupt erhoben gegen sein besseres Ich, das in jedes Menschen Brust schlummert und ihn zum Ebenbilde Gottes macht. Aber auch dem ganzen Enklave erstand die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und auf ein baldiges Ende des unnatürlichen Verhältnisses seiner territorialen Lage.“ Und mit der Übergabe des „böhmischen Anteils“ an Sachsen, mit dem Anbruch einer besseren Zeit endet das Buch.

Wahrheit ist das oberste Gesetz des Verfassers. Daher legt er von vornherein großes Gewicht auf die Begründung aller Geschehnisse, er erklärt genau und weist immer wieder hin auf die besonderen Grenz- und Zollverhältnisse und die wirtschaftlichen Zustände. Dadurch rückt er die Taten der Pascher ins richtige Licht, läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren. „Wenn man sich den damaligen Grenzlauf und die daraus notwendigerweise entstandenen Grenzkalamitäten vergegenwärtigt, dann wird man das Pascherwesen jener Zeit weniger als eine individuelle, in unlauterer Absicht angenommene Neigung der damaligen Grenzbewohner auffassen, sondern man wird dasselbe als eine Art not-

wendiges Übel ansehen müssen, daß sich, man möchte sagen, zwischen Rechtsinn und Gesetz gedrängt hatte.“

Die Wahrhaftigkeit verleitet den Verfasser aber zu technischen Fehlern. Oft wechselt er die Rolle des Erzählers mit der des Berichterstatters. Dann sehen wir ihn gleichsam mit dem Zeigestoße auf die ausgebreitete Karte klopfen und die Lage erläutern. Der Berichterstatter liebt auch eine von Fremdwörtern vollgeladene Sprache. Überhaupt ist die Sprache wohl das mangelhafteste des Buches, sie ist garnicht heimatlich. Man muß sich wundern, daß dem Verfasser die Wahrheit der Sprache nichts gegolten hat. Er wendet die Mundart nie an, obwohl es so leicht gewesen wäre und dazu gereizt haben muß. Auch das Hochdeutsch ist nichts weniger als volkstümlich, oft pathetisch, mit vielen Wahrsprüchen, Lesefrüchten, weit hervorgeholten Vergleichen gespickt.

Der „Pascherfriedel“ ist, wenn auch an Mängeln der Form leidend, doch inhaltlich ein reiches und fesselndes Heimatbuch. Dem zeitlichen Verlaufe der Begebenheiten folgend, fügt der Verfasser seinem Bilde Strich um Strich ein. Er benützt jede Gelegenheit, um damalige Sitten, Bräuche, Feste zu schildern. Wir erleben fröhliche Tanzabende, das berühmte Neugersdorfer Schießen, Hochzeitsfeste. „Ausgeprägte Eigengestalten“, drollige, mit Mutterwitz begabte Leute, die heute schon dünn gesät sind, leben sich in der Geschichte richtig aus. Ich glaube, daß der „Pascherfriedel“ das vermag, was Artur Booden erreichen wollte, nämlich: daß er „die immer mehr in der weiten Ferne der Zeitfluten versinkende Erinnerung an die vergangenen kulturhistorischen Erscheinungen und Vorboten der heutigen Zeit, an jene bewegten Tage der gesellschaftlichen Unsicherheit mit ihren Wilderer- und Schmugglerrotten wacherhalte, an jene Zeit, durch welche sich der biedere, ehrliche, moralische Grundzug des Oberlausitzer Grenzbewohners gleich einer Diamantenader hindurchzieht“, daß er „wacker dazu beitrage, daß eine der edelsten und sittlich-idealsten Triebfedern des deutschen Gemütslebens in Spannkraft erhalten bleibe, die Heimatliebe“.

Heimatgeschichtliche Stoffe behandeln auch Hübners **Sächsische Volksbücher**, von denen hier genannt seien: „Der Abgott Flinz“, „Die Goldsucher am Baltenberg“, „Der Brand von Bischofswerda“, „In der Nacht von Hochkirch“, „Die Kapelle am böhmischen Steg“, „Die Tochter des Verräters“ von Otto Heinrich Johannsen und „Unvergessene Liebe“ von Clemens Drache. Wenn diese Erzählungen auch hohen künstlerischen Ansprüchen nicht genügen, so sind sie doch, anschaulich und in gutem Deutsch geschrieben, sehr wohl geeignet, das Interesse an der Vergangenheit der Heimat zu wecken.

Den Ueberfall bei Hochkirch hat Friedrich Lohmanns geschichtliche Erzählung „**Die Entscheidung bei Hochkirch**“ zum Gegenstande.

Drei Werke, die Stoffe aus der Geschichte des Dybin behandeln, sind oben bereits angeführt, ihnen reihen wir hier noch an: „**Der letzte Raubritter vom Dybin**“ nach Museus erzählt von S. Schmiedgen, „**Der letzte Ritter vom Dybin**“, Erzählung in Versen von S. Wilisch und „**Dichtungen aus dem Dybintale**“ von A. Böhmer.

Gegenwärtig laufen in zwei Zeitungen zwei Romane aus Zittaus Vergangenheit: „**Maximilian, Burggraf von Dohna**“ und „**Die Hussiten vor Zittau**.“ Ihr Schöpfer Swald Hering, ein früherer Neugersdorfer Pfarrer, ist ein begeisterter Freund der Geschichte der Oberlausitz gewesen. Nach dem bereits erschienenen Teil des erstgenannten Romans scheint ihm die Gabe dichterischen Gestaltens nicht in hohem Maße verliehen gewesen zu sein. Die Gestalten haben wenig individuelles Gepräge und fesseln nicht. Die Zeitfarbe, die einem historischen Romane erst den richtigen Reiz gibt, ist so zaghaft und schwach aufgetragen, daß immer nur die nackten Tatsachen verraten, wann sich die Geschichte zugetragen hat.

Da vermögen die bisher nur in den „**Heimatflängen**“ (Bauzen) veröffentlichten Schilderungen Hermann Nides „**Da domine incrementum**“ ganz anders in den Geist der Zeiten zu versetzen! In ihnen läßt uns der Verfasser Tage aus Bauzens schicksalschwerer Vergangenheit nacherleben. Einfach, objektiv

und mit gründlicher Kenntniß der historischen Verhältnisse sind diese Bilder gezeichnet.

In diesem Abschnitte soll noch der Sammlungen und Bearbeitungen der Volksdichtung gedacht werden. Was Bursch und Mädels beim Tanz oder am Rockenabend, der arme Weber hinterm Wirkstuhl, der Hirt auf der Weide, die Jugend beim Pfeifel- und Schnatelflopfen, am Gründonnerstag, zur Fastnacht, zur Weihnacht sang, das ist ein reicher Schatz wunderschöner, schlichter Volkspoesie. Aber von dem, was Verfasser dieses als Junge noch sang und singen hörte, ist heute vieles schon vergessen. Die letzten Jahrzehnte haben, wie so manches Alte und Schöne, auch das Volkslied verscheucht. Es ist daher eine verdienstvolle Aufgabe, nach den fast nur im Verborgenen blühenden, bescheidenen, aber frischen und lieblichen Blumen zu suchen, sie zu sammeln und aufzubewahren. Seit langen Jahren hat **Surt Müller Löbau**, eifrig und erfolgreich sich dieser wichtigen Aufgabe gewidmet, schöne Einzelergebnisse, z. B. „Wurstbetteln und Wurstreime i. Sa.“, „Volkstümliche Rätsel a. Sa.“, „Lügenmärchen a. sächs. Volksmunde“ u. a. in volkshundlichen Zeitschriften veröffentlicht. Er kann uns hoffentlich in Bälde die im Auftrage des Vereins für Sächs. Volkskunde bearbeitete **Kinderliedersammlung** vorlegen.

Ein deutsches Krippenspiel, dem Lausitzer Weihnachtslieder und -spiele zugrunde liegen, schrieb **Hans Stübler**. Eine gelungene, wertvolle Arbeit, und ein richtiger Versuch, alte Volksspiele am Leben zu erhalten.

Auf dem Gebiet der Sage hat man fleißig gearbeitet und viel Schönes zu Tage gefördert. Außer den bekannten Sagensammlungen des ganzen ehemaligen Königreichs von Meiche, Graesse, Segnitz, Zienert und anderen besitzt die Lausitz mehrere Sondersammlungen. Die wichtigste ist das „**Sagenbuch der Oberlausitz**“ von **Karl Haupt**; es hat mit **H. S. Gräves** „**Volksagen und volkstümliche Denkmäler der Lausitz**“ den anderen Forschern wohl auch immer als treueste Quelle gedient.

Was die Volkspheantasie sich vom altherwürdigen Sötterberge Szorneboh erzählte, hat **Otto Schöne** in dem Hefte „**Szorneboh-Sagen**“ aufgezeichnet, das durch seinen gründlichen, reichen Quellennachweis noch einen besonderen Wert erhält. Es ist soeben in zweiter vermehrter Ausgabe erschienen. In der Monographie „**Der Rothstein**“ gibt er im letzten Teil die Sagen dieses Berges wieder, auch hier kann er die bereits bei Haupt verzeichneten um mehrere ergänzen. Für die Jugend hat **Hans Siegert** eine Anzahl der bekanntesten Oberlausitzer Sagen erzählt. Die Bearbeitungen Lausitzer Sagenstoffe durch **S. A. Berthold** sind vergessen, was sicher keinen Verlust bedeutet; die erträglichste von ihnen war „**Der sächsische Prinzenraub**“. Eine wirklich dichterische Bearbeitung hat nur **Kurt Serlach** mit seinem „**Pumphut**“ zuwegegebracht. Dagegen fällt „**Fürst Mittscherlich im Oberlausitzer Sagenkranz**“ von **Renatus** ab, sie hat nur den Vorzug, eigenartig zu sein.

Geschichten, Erzählungen, Sagen, Gedichte aus der Oberlausitz sind auch noch von anderen gesammelt oder bearbeitet worden, Namen wie **Karl Preusker**, **Müller**, **Hagen**, **Störzner** wären da zu nennen. Ein heimatkundliches Lesebuch mit Proben aus der Heimatliteratur hat **F. Wilhelm** zusammengestellt.

Wir kommen zur Mundartliteratur.

Es wird gegenwärtig sehr fleißig im Dialekt „gedichtet“. Und zwar wollen alle Mundartpoeten Bacherfolge erzielen. Dadurch könnten sie sich sehr verdienstlich machen, da uns Ablenkung, Befreiung von Sorge und Gram wahrlich nottut. Doch leider vermögen sie ihren Sachen nicht den rechten, befreienden, versöhnenden Humor zu geben, mit dem etwa **Keller**, **Rosegger**, **Enking** erzählen, auch nicht Satire und Witz. Ihr Mittel, das Zwerchfell erschüttern zu machen, ist Verblüffung. Sie verwenden vorzüglich zwei Figuren: den Erzdummen und den Saugroben. Diese wirken sicher und rasch wie der Clown im Zirkus. Manchmal wollen sie auch rühren, dann arbeiten sie mit der letzten Figur, dem Gefühlschwärmer. Zerrbilder sind sie alle drei. Die Redensart vom „dummen Bauer“ ist schon längst, wenig-

stens in Sachsen, nicht mehr am Platze. Es ist abgeschmact, so zu tun, als ob die Intelligenz in die Städte geflüchtet oder nur von bestimmten Ständen gepachtet worden sei. Entwicklung der Volksschule, Volksbüchereien, Vereinsleben haben die Nebel, die über dem Lande lagerten, zerteilt und vertrieben. Es ist aber vor allem ungerecht, gerade den Stand lächerlich machen zu wollen, der sich kerndeutsch und gesund erhalten und gerade bei uns eine hervorragende politische Bedeutung errungen hat, denjenigen Stand, auf den sich die Zukunft unseres Volkes gründet. In den Tagen des Weltkrieges sollte es nicht mehr nötig sein, darauf hinzuweisen, da wird sich wohl mancher leichtsinnige Spötter an das Wort erinnern haben: „Wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot!“

Ja, die groben Oberlausitzer! Verfasser dieses hat früher schon einmal ausgeführt*), was es mit dieser Grobheit auf sich hat:

Man kann es oft und leicht herausfühlen, daß bei unseren Städtern die Bewohner des östlichen Sachsens ihrer Sprache wegen beinahe noch für Barbaren gelten. Wahrhaftig, sie sind's auch! In einem Wörterbuche der Oberlausitzer Mundart kann es zarte Höflichkeitsformeln nicht geben, so wird zum Beispiel das Wort bitten fehlen; denn batteln hat immer den Sinn von erbitten, jemand zu etwas zu bewegen versuchen, kann aber nie Erwiderung auf einen Dank sein. „Bitte schön!“ „Ach, bitte sehr!“ heißt oberlausitzisch: „Nee, mach of oarscht kee Wasn!“ oder „Ä luff of gutt senn!“ oder „Nee, hier mr of glei uff!“ Und das ist doch wohl grob! Den Oberlausitzern bleibt nur ein Trost, daß sie in dieser Hinsicht von anderen echte Mundart Redenden nicht beschämt werden.

Dann das Schreien der Oberlausitzer! Wenn ein zartfühlender Städter durch ein Dorf wandert, kann es geschehen, daß er überall nur mordsmäßig zanken hört. Dann erzählt er von dem zänkischen, kriegerischen, wilden Dorfe. Ja, die Leute haben sich angeschrien, daß sein zartes Gemüt immer wie unter Donnerschlägen zusammenschrak! Wenn sie sich bloß unterhalten

*) „Über die Verachtung der Oberlausitzer Mundart“, Dresdner Anzeiger, Sonntagsbeil. Nr. 21, 1916.

hätten, harmlos, ganz freundschaftlich oder neckend? Was können sie dafür, daß ihnen Gott gesunde, kräftige Sprachwerkzeuge gegeben hat? Daß ihre Ohren noch laute Worte vertragen? Nein, es war Zank, sonst hätten die Leute nicht sich gegenseitig so grobe Ausdrücke zugeworfen! Da hörte der Städter zwei Frauen folgendermaßen „schimpfen“:

Frau A.: „Nee sattch of ees dan grußoartign Teisl oa! Hoatt sich weesß Gutt a neues Kleed machn luffn! Aber 's stitt dr schiene. 's stitt wirklich groade auß wie Viehms Christliebs Lobfrosch! Do mußch ees ju versteckn!“

Frau B.: „Wenn de of glei wellst 's Maul haln, du wirst wull mieh Schärze hoan oas unserees!“

Wie man sich solche Grobheiten an den Kopf werfen kann! Aber warum nahmen sich denn die Frauen nichts übel? Weil sie sich nicht nur keine Grobheiten, sondern sogar Zärtlichkeiten sagten. Denn ins Hochdeutsche übertragen, würde diese Unterhaltung so lauten:

Frau A.: „Ah, ein neues Kleid! Wie nett! Wie reizend dieses Grün! Und wie fein es dich kleidet! Wirklich prachtvoll! Da stellst du mich aber in den Schatten!“

Frau B.: „Aber ich bitte dich! Ich wäre glücklich, wenn ich alle deine herrlichen Kleider besäße!“

Überhaupt ist die sinnliche Ausdrucksweise der Oberlausitzer lauter Grobheit. Wenn jemand kränker und schwächer wird, sagen sie: „Ar gitt ziricke wie Hellerichtersch Avern!“ Wenn jemand stolz tut: „Ar stelzt rim wie dr Hoahn uffm Miste!“ Einen langen Menschen nennen sie „an Treemel“ (Baumstamm). Husten heißt bei ihnen „balln“ (bellen). Hunderte solcher anschaulicher Vergleiche könnte man aufzählen. Lauter Grobheiten, vor allem, wenn sie dem Tierreiche entnommen sind. Doch was können die Leute dafür, daß sie wache Sinne haben für die Dinge der Natur und das Bedürfnis, sich anderen verständlich zu machen?

Aber nun der Klang der Oberlausitzer Mundart! Wie rauh klingen die Mitlauthäufungen, die durch Auswerfen von Selbstlauten und Zusammenziehung von Wörtern entstehen,

zum Beispiel: „Wennst mren ni hargibst, zrschmeißch drn ganzn Krämbll!“ „Doastr mr ni erne di ganze Soadcht as Gartl bringt!“ (Daß ihr mir nicht etwa die ganze Schar (Jagd, Bande) in den Garten bringt!) In den Umstandswörtern deswegen und deshalb, die an sich schon reich an Mitlauten sind, müssen diese noch mehr gehäuft werden. Deswegen heißt: destrwaign, doastrwaign, dantwaign, dantrwaign; deshalb heißt drhoalbn, doasthoalbn, doastrhoalbn, danthoalbn, dantrhoalbn, drmitte, dodrmitte (zum Beispiel: Ach, ar is frank, drmitte sittn ees goar ni mieh!) Während die beiden hochdeutschen Wörter kein r haben, ist es in acht oberlausitzischen Formen enthalten. Auch sonst wird reichlich gerollt, was wohl auf das fremde Ohr hart und rauh wirken mag.

Dazu kommt die Verdampfung der Selbstlaute. So hat zum Beispiel das hochdeutsche a alle möglichen Färbungen bis zum u. Hochdeutsch hatte = hoatte, das Rad = doas Rood, der Rat = dr Rot, ja = ju (juju, nu ju doche!), auch hochdeutsch hatte = hutte (do hutt mr di Bescherche!). Offenes hochdeutsches o in Frosch = geschlossenes o: Froosch, geschlossenes o in Rose = u: Ruse, auch offenes o in komme = u: kumm, reden = rädn, gehen = giehn, lesen = lasn. Oder einfache Selbstlaute sind Doppelselbstlaute; a in Wagen = oaj in Woajn (Mehrzahl Wajne), a in gesagt = oj in gesojt (oder geseut). Das Oberlausitzische hat auch noch den dunklen Doppelselbstlaut uj, zum Beispiel in dardujche (dieser da), dodujchn (dahier). Manche Dörfer fallen selbst dem Oberlausitzer wegen besonderer Verdampfung der Selbstlaute auf, wie Schönbach, wo man für Heringe nicht Harche, sondern Harcho spricht. Hört man ein zusammenhängendes Stück hochdeutsch, obersächsisch, erzgebirgisch, vogtländisch, dann oberlausitzisch, so merkt man, um wieviel dunkler die letzte Mundart klingt. Als Beispiel sollen die einleitenden Sätze aus der Geschichte Aus Spaß wird Ernst von M. Schmerler dienen. Hochdeutsch: Man muß sich wundern, zu was Kinder alles gebraucht werden! Zum Schnapsholen, zum Borgengehen, zum Vogelstellen, zum Leuteärgern, zum Betteln, sogar zur Hebamme werden sie geschickt, wenn not am Manne ist. Zum Guten wie zum Schlechten sind Kinder zu gebrauchen. Ja, zum Schlechten besser als GroÙe,

weil sie's noch nicht so verstehn. Vogtländisch: Mer muß sich wunnern, ze woß Kinner alles gebraucht wern! Zen Schnapshuln, zen Borgnggeh, zen Buglstelln, zen Deutärgern, zen Betteln, sugor nooch der Ammfraa wern se geschickt, wenn Not an Mann is. Zen Guten wie zen Schlechten senn Kinner ze gebraung. Ja zen Schlechten besser wie Gropfe, weil se's nuch net su verstenne. Oberlausitzisch: Es muß'ch wundrn, zi woas Kindr olls gebraucht warn! Zun Schnapshuln, zun Burgngiehn, zun Vogelstelln, zun Deuteargern, zun Batteln, sugoar zir Boanemuttr warn si geschickt, wenn Nut an Moanne is. Zun Gutn wie zun Schlaichtn senn Kindr zi gebrauchn. Ja zun Schlaichtn bessr wie Gropfe, weil si's noa ni su vrstiehn.

Also die Oberlausitzer Mundart ist in der Tat grob und rauh, doch dürften schon die kurzen Andeutungen genügend bewiesen haben, daß diese Rauheit niemanden abstoßen darf, da sie nur in sprachlichen Besonderheiten beruht, aber nicht der Ausfluß von Gefühlshartheit ist. Verb muß man sagen, das ist nicht so mißverständlich. Mit dem Worte verb drücken wir aus: rauhe Schale, aber guter, vielleicht sogar zarter Kern. Das gilt vom Oberlausitzer überhaupt, von seinem ganzen Wesen. Die Sprache ist der Mensch. Also wird sich wiederum die zarte Seite des Wesens in der Sprache ausdrücken. Das tut sie auch. Aber das läßt sich auf dem Papier schwer nachweisen. Da muß man eine Mutter mit dem Kinde reden hören, Menschen lauschen, die schweren Kummer oder innige Freude einem Nahestehenden mitteilen. Einem Nahestehenden; denn Fremden gegenüber wird der Oberlausitzer schwerlich sein Innerstes zeigen.

Wenn wir einen rufen hören: „Hal of di Susche!“ so müssen wir darin gewiß nicht unbedingt den Ausdruck von Gefühlshartheit sehen, aber es wäre gewiß ein Unrecht, nach diesem einen Worte das Gegenteil von dem Rufer zu behaupten. Wer den Oberlausitzer und seine Sprache ehrlich und ganz erforscht und nichts Zartes gefunden hat, der soll ihnen den Vorwurf der Rauheit machen und sie verachten. Aber kein anderer!

Damit ist aber auch klar, ob dem Wesen des Oberlausitzers die Gefühlsschwärmerei, die Süßlichkeit entspricht, der wir in dem „**Allerlee aus der Oberlausitz**“ von Johs. Renatus so oft begegnen.

Renatus sagt im „**Virtwort**“ zu dem erwähnten Buche, daß er die besonderen Seiten des Oberlausitzer Völkchens mitteilen wolle. In Wahrheit sind die Personen bei ihm meist überhaupt wesenlos, und wo sie ein wenig Gestalt gewinnen, da haben sie nicht besondere, sondern unechte Seiten. Der Verfasser warnt uns flugerweise, etwa noch andere Ansprüche an seine Erzeugnisse zu machen: „**Dos heeßt, gleebt aß ni, die d'r'sch last, es sollte anne Bereicherung dar Sprachwissenschaften sein, oader goar a gruß dichterisches Warf.**“ Nur zum gemüthlichen Zeitvertreib sei das Buch geschrieben. Das nenn' ich bescheiden sein! Das von dem „**großen dichterischen Werke**“ konnte er sich schenken, denn es würde beim Lesen wohl niemand darauf gekommen sein! Dazu sind die Anekdoten nicht witzig genug und die größeren Erzählungen wie „**Rorle und Carlo**“ zu einfältig in ihrer Erfindung, dazu sind sie viel zu aufdringlich in ihrer Tendenz. Das „**Allerlee**“ ist geradezu verschlungen worden, (denen, die den Lausitzer Menschenschlag kennen, wird's ja nichts geschadet haben) und je mehr die Kritik lobte, desto eifriger sammelte Renatus in den Dorfwirtshäusern Schnaken, die ihm launige Leute erzählten, um sie in seiner süßlichen Tunke der Öffentlichkeit aufzutischen.

Auch die Sprachforschung will er nicht bereichern. Mit diesem Vorsatze hat er es leider ebenso genau genommen! Er schreibt nicht die wirkliche Mundart einer bestimmten Lausitzer Gegend, sondern ein Durchschnitts-Oberlausitzisch, worin Merkmale aus den verschiedenen Gegenden vertreten sind, auch Hochdeutsches findet sich darin, sodas der Oberlausitzer eine Art Esperanto liest.

Der Grund zu dieser Behandlung des Dialekts war, weiteren Kreisen verständlich zu sein. Gewiß würde eine phonetisch genaue Darstellung der Mundart den meisten Lesern so große Schwierigkeiten bieten, daß der Genuß an der Sache stark beeinträchtigt würde. Immerhin darf der Mundartdichter die Sprache

der dargestellten Menschen nicht verwässern, ihnen die kräftige Farbe nehmen.

Was dann schließlich aus dem guten Dialekt werden kann, zeigt ein Gedicht „De Heemt“ aus „Fr Kin'r woas“ von Robert Böhmer. Es ist sogar in einem wissenschaftlichen Buche, dem Bande „Die Oberlausitz“ der „Landschaftsbilder aus dem Königreich Sachsen“ als Probe abgedruckt dafür, wie die Oberlausitzer sprechen. Es sei auch hier wiedergegeben als Probe für die Entstellung unserer Mundart.

„Doas schinste Ört'l uf d'r Arde
 Is duch und bleebt de Heemt gewieß,
 Wu uhne Surge und Beschwarde
 M'r labt as Kind ein Boaroadieß.

Wie garn und uft denf iech zericke
 Als Häus'l mit'n Näpp'lboom,
 Doadrin iech ei d'r Kindheet Slicke
 Sehoat su moanch'n schie'n Droom.

Bur manne Seele sah iech trat'n
 Dan Boat'r, wie ha schoafft an Schweef,
 De Mutt'r, die mieh liehrte bat'n,
 Un d'r Geschwist'r fruh'n Krees.“

Dann: „Si's Sart'l lenf'ch o mane Schriete,
 Wu ungeru Beem' ei grin'n Groas
 Meeblum' und Sanseries'l blihte,
 Wu'ch uft ze Mitt'g ei'n Schoatt'n soaf,

Dann: „De Zeit d'r siss'n Kindheetsdreeme
 Se kimmt zericke nimm'rmieh,
 Und wu's su schiene woar, d'rheeme,
 Doa marf'ch, dos'ch nu a Framd'r bie.“

Wo hat man je einen Mann aus dem Volke ähnlich reden hören? Wo in der Lausitz sind Wendungen möglich wie: „Doadrin iech ei d'r Kindheet Slicke gehoot su monch'n schin'n Droom“ oder „Si's Sart'l lenf'ch o mane Schriete“ oder „di

Zeit d'r si'ss'n Kindheitsdreeme"? In einer weggelassenen Strophe heißt es: „— — — schoart Sod'l Wirm'l sich harvur“. Harvur ist mir noch in keinem Winkel der Oberlausitz vorgekommen. Der Verfasser hat einfach ein hochdeutsches Wort umgelautet und will die Unwissenden glauben machen, daß sei ein mundartlicher Ausdruck. Warum tat er's? Die zweite Zeile endet mit „Uhr“, die vierte muß sich darauf reimen. Nun soll nach einem bekannten Worte, wo die Gedanken fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellen. Da das nicht geschah, handelte der Verfasser nach dem Spruche: Reim' dich oder ich freß' dich!

Mundartdichtungen müssen doch mindestens in Mundart geschrieben sein. Diese selbstverständliche Forderung erfüllt „Bihms Korle“. Seinen „Kraut und Rüben“ schickt er Bemerkungen über den Oberlausitzer Dialekt und seine Darstellung voraus. Er sagt ganz richtig: „Darum sollte jedem Dialektschriftsteller immer die Frage vorschweben: Wie würden im gegebenen Falle die schlichten, Dialekt sprechenden Leute empfinden, denken, reden und handeln?“ Bihms Korle stellt nicht bloß Regeln auf, sondern er befolgt sie auch; er beherrscht die Mundart. Darum haben seine Sachen etwas Frisches, Urwüchsiges und muten wirklich heimatlich an. Aber bei der Darstellung der Menschen quält ihn nicht gerade ein überzartes Gewissen; auf Übertreibungen kommt es ihm nicht an, er karrikiert gern. Hauptsache: die Zuhörer bersten vor Lachen! Daher die Couplets, vor allem die Dummen und die Groben.

Recht bescheiden überreicht Elisabeth Liebig „Anne Hansl Feldbliemel vu an Oberlausitzer Bauernmadel“. Es ist wirklich ein anmutiger Strauß frischer, duftender Heimatblumen, der das Herz erquickt und den sich jeder Freund der Oberlausitz auf seinen Tisch stellen sollte!

Dichtungen durfte Emil Barber (S. vom Zilligstein) mit Recht die Arbeiten nennen, die er in den Büchern „Aus derr Heemte“ und „Hausbacken-Brut“ herausgab. Ihr Ton ist warm und innig, ohne je ins Sentimentale zu verfallen, ihr Humor ist frisch und doch mild, niemand kann sich verletzt fühlen. Es eignet ihnen eine gewisse mittlere Temperatur. Diesen Dichtungen

ist eine recht weite Verbreitung zu wünschen. Im „Reesepoß ferr de vierte Uhfloge“ des „Hausbacken Brut“ heißt es:

Nu sollst de neue Freindschoft warben
 Ferrsch guhde, hausgebäckne Brut;
 Doas Heemteland braucht frische Urben,
 Wenn bir, de ahlen Pauern, tut.
 Sibbtß ei ann neuen Bicherschränkel
 Bei Heinzeln no a Plazel frei,
 Do flatter hurtch uffß Ufebänkel
 Und mach' ann Hopps und quäng diech nei!

Vor kurzem erschien ein kleines Büchlein „Überlausitzer Post“ von Rudolf Särtner, das mit seinem kräftigen Humor auch die finstersten Grillenfänger aufheitern wird. Inhaltlich wiegen die Geschichten nicht schwer, aber Lausitzer Luft, oft allerdings von recht starken Düsten geschwängert, weht hindurch, und sie haben den Vorzug, bei genauer, auf alle Feinheiten bedachter lautlicher Darstellung des Dialekts doch nicht schwerer lesbar zu sein als die verwässerte Wiedergabe der Mundart bei Renatus. Wir hoffen, daß der Verfasser sich noch bedeutende Motive sucht und auch andere feinere Züge des Lausitzer Wesens herausarbeitet.

Die Geschichten, die uns „Dr überlausitzer Suttlieb“ erzählt, sind hausbacken und gar zu saftig, bieten aber für den Sprachforscher viel Interessantes, da geradezu die Urform des Lausitzer Dialekts festgehalten worden ist. In der Vorrede heißt es: „Doas hiche Büchl sull fer de Überlausitzer ane Dart Spiegel sen: wenn se neiguckn, sahn sech salber drin. Fer de annern aber sullß ane Schildrung sahn, wiesß ba ons har und zu gieht. Und iech will oack huffn, doasß racht vüll sen, die a men Büchl Fred hoan. Iech hoa schun mailatsch zon Christlieb gsoit: „Christlieb, hoach gsoit, 's glei zon heuln, wenn ees bedenkt, unse Sittn un Sebräuch ba Huckstn un Teefn, unse Sproach, wie mer su rädn, wenn mer unner uns sen, do sull ke anners Drvohne drfoahrn? Ich soi dersch, Christlieb, wenn se doas oallß a dr Stoadt wüßtn, woas ba

uns zo schur gieht, do tät'n sech an Aft lach'n. Christlieb, hoach gsoit, de koannst mersch glebn odr ne, iech schrüb a Büchl und du tust mer schön uffpoasse, wenn amol es woas Neck'sches ashegt, doas soist mer.“

Das ist die Färbung der Grenzmundart in der Umgegend von Zittau. Wir finden sie wieder bei Richard Blasius und Wilhelm Friedrich. Blasius erzählt uns in zwei Hefen „Wie ons der Schnoabl gewachsn ös“ und „Be ons derrheem“ spaßige Geschichten, die nicht an Bihms Roarlscher Übertreibung und an Renatusscher Sentimentalität und Tendenz franken. Sie sind wahr, das heißt, dergleichen ist bei den geschilderten Leuten möglich. Und so fügt Blasius in seinen Arbeiten manchen interessanten kleinen Zug in das Bild, das die Heimatliteratur vom Oberlausitzer gibt. Nie vergißt man eine Szene wie die Erlebnisse des Grinzeugfranz im Himmel — er hat, um seine Zahnangst zu betäuben, zuviel Alkohol zu sich genommen, worauf sich seine Seele auf die Wanderung begab.

Petrus „macht'n Schieber uf ond nu hort Franz, woas lus woar.

„War is'n do?“

„Dach, Herr Petrus, loss'n Se mieh od' öm Gottswölln nei . . .“

„War do is, will'ch wössn.“

„Dach Gott, oach Gott, iech bie Trenklersch August . . .“

„Woas böste?“

„Su—gu—gutsbesitzer.“

„Bauer meenst wuhl?“

„Nu ja. atwer loassn Se mich od' ja nei, mei litwer Herre. Se wössn's schonn, wie's ons ömmer off Urdn gieht, oach die oarme, notleidnde . . .“

„Hielt'n Schnoabl! Euern Zengstnaus kenn merr schonn.“

„Dach, sein Se od' ne bies. Ich bie ömmer frumm ond iehrlich gwast.“

„Doas brauchst gor ne zo soin. Do war iech schonn no nachsahn.“

„E d' Körch bien'ch jed' Woch' g'gang . . .“

„Woas gieht'n doas ons da! Host doach od' gschlofn.“

„Biewer Herr Petrus, iech bie, Se könn' mersch glehm, kee Sozialer ond nischt. Zeitlahms bien'ch gutt konservativ gwast ond . . .“

Atwer ös dann Petrus sahn! A schlup 's Tur uf, rannt' naus ond nu ging's lus:

„Woas, du önsamchter Karl? Konservativ böst? Ond do wöllst do hujmfrei. Deh sieh ja, doßi d' nonner kömmt. Nee, woas ehr'ch od' eiböldt usw.“

Dann kommt ein dicker Fleischer. „Doaß a Fleischer woar, wollt a ne sein. Do, doacht a, läsit a miech off d'lest goar ne nei. War de frömmst'n Leut' wärn, soann a noch, ond off emol soit a:

„Schulmeester bie'ch gwast.“

„Woas, ond do sist su aus?“

A schittlt emol iwersch anner'n Kopp ond froit zolezt: „Da woas böst'n g'schorm?“

„Da Harzverfattung.“

„Nu du ialender Lump, öz hoam merr dch derrwischt. Denkst denn, 'ch bie ganz oalbern? A Schulmeester ond o Harzverfattung schtarm? Hot d' Welt schunn su woas ghort? Du mußt miech orntlich verr sehr domm haln. Räum' dch fort!“

In den beiden letzten Wintern vor dem Kriege wurden in verschiedenen Orten der Oberlausitz Volksschauspiele aus der Heimat gegeben. Diese Vorstellungen konnten fast überall mehrmals wiederholt werden und waren immer stark besucht. Begeistert erzählten Jung und Alt davon, sie wußten dem Manne Dank, der ihnen ein Stück ihrer Heimat vorführte. Sie fühlten, daß er sich mit Liebe und Ernst an die Aufgabe gemacht hatte, daß er sie richtig kannte, sie in allen Nöten verstand, daß er selbst einer von ihnen war, durch nichts als durch seine Dichtergabe über sie hinausgehoben: **Wilhelm Friedrich**, der Arbeiterdichter aus dem südöstlichsten Winkel der Oberlausitz. Die beiden damals mit Erfolg aufgeführten Stücke waren: „**Hennerch-Dobls Feuer**“ und „**Im Strohkrantz**“.

Wilhelm Friedrich will Lausitzer auf einer bestimmten Kulturstufe zeigen, Eigentümlichkeiten heimatlichen Lebens aus der Vergangenheit heraustreten lassen. Aus diesem Grunde ist er Mundartdichter. Er versteht ausgezeichnet, die Sprache zur Charakterzeichnung zu benutzen. Alle seine Gestalten sind echte Kinder der Lausitzer Scholle. Ihr Denken und Handeln bestimmt meist alte Tradition oder aber es ist jugendlich gesund und eigen und steht im Kampfe gegen diese Macht. So hat er in der „**Entführung**“ eine kleine Tragödie geschaffen. Es ist die Geschichte von einem Mädchen, das den Selbst-erwählten nicht nehmen soll, also ein recht volkstümlicher Stoff, auch schon recht abgegriffen, aber der Dichter stellt ihn nicht in der abgegriffenen sentimentalischen Weise dar, sondern läßt

beide Parteien unter dem Zwange einer „ehrwürdigen Gewalt“ handeln. Beim Vater ist's die Tradition und der an sich berechtigte Wunsch, Tochter und Gut einem tüchtigen Menschen zu geben, bei der Tochter ist's die jugendliche starke Liebe. Der Vater ist nicht einfach ein Tyrann, er hat ein Herz, doch er kann als Bauer und als Kind seiner Zeit nicht anders; ebenso ist die Tochter nicht einfach leichtsinnig, sie möchte gehorsam sein, ehrt das graue Haupt, doch die Liebe ist stärker. Aus diesem Stoffe hat Friedrich zwei Akte aufgebaut, er hat also nicht viel Nebenhandlungen, Mißverständnisse und Verwicklungen hineingearbeitet — was auch wieder recht volkstümlich ist — hat aber bei dieser Einfachheit die Psychologie nicht außer acht gelassen.

Sern slicht Friedrich, um das Zeitbild zu vervollständigen, alte Sitten und Gebräuche ein, die vergessen sind, oder die wir nur vom Hörensagen kennen.

Allerdings zu vollkommenen und wirksamen Kulturgebildnissen fehlt den Stücken noch manches, vor allem ein bedeutender Hintergrund. In dem Volksschauspiel „**Unser Gründorngsg - Jong**“ ist der Versuch gemacht, die Handlung mit dem großen Kriege zu verquickeln, doch bleibt das die ganze Welt erschütternde Ereignis eigentlich nur angedeutet. Vielleicht hätten sich die mittleren beiden Akte durch weitere Ausnutzung des Kriegsgeschehens recht wirksam gestalten lassen, während sie so ziemlich dürftig geworden sind. Trotz dieses Mangels müßte gerade der „**Gründorngsg - Jong**“ heute auf der Bühne fesseln. Es hat ein schönes dramatisches Motiv, von den Personen ist keine der anderen gleich, jede hat ihre besondere Physiognomie, der erste und der letzte Akt weisen reizende dramatische Szenen auf. Martha, die Tochter des Dresflerbauern hat dem Großbauer-Ernst ihr Verhältnis aufgekündigt, weil er sie mit einer anderen betrogen hat. Er kann aber nicht von ihr lassen, um sie zu sich zu zwingen, pfändet er ihnen bei ihm arg verschuldeten Eltern die letzte Kuh und droht mit der Zwangsversteigerung des Gutes. Um die alten Leute nicht ins tiefste Elend stürzen zu lassen, bringt Martha das

schwere Opfer und nimmt Ernsten, den sie verachtet, vor allem, weil er es über's Herz gebracht, das Kind von der anderen zu verleugnen, doch noch zum Mann Gar düster fängt dieser Ehstand an. Ernst wird eingezogen, Martha leidet unter der ihr feindlich gesinnten Schwiegermutter, sie leidet unter ihrer Einsamkeit, Da lernt sie kurz vor Ernstens Urlaub dessen Jungen kennen. Es ist Gründonnerstag.

Marie. Gründonnerstagskinder. Martha.

Marie hat das Hofstod aufgemacht.

Kinder mit den Gründonnerstags-Säckchen kommen gesprungen, Mädchen und Knaben, einzeln und truppweise.

1. Junge: Su'n Morg'n, gu'n Morg'n zon Gründornschtg!

2. Mädchen: Su'n Morg'n, gu'n Morg'n zon Gründornschtg!

1. Junge: Sahd ons woas an Battelsaak, lost ons ne zo lange stiehn, mer müßn a Häusel wetter giehn!

(Martha aus der Tür mit einem Körbchen, gibt jedem ein Gebäck.)

1. Junge: Ich dank schien!

(Die Kinder bedanken sich, stürmen weiter. — Der erste Junge kommt mit einem neuen Trupp zurück.)

Kinder: Su'n Morg'n, gu'n Morg'n — zon Gründornschtg!

Martha (zu dem ersten Jungen): Du böst schon amol do gwaßt, do kriegst nischt mieh.

1. Junge: Waign dan eenmol!

Martha (zum ersten Jungen): Na, dohie, du aaler Battelsaak. — Aber nu kömmt mer nemmieh.

1. Junge: Ich dank schien, — zo Jahr aber.

Martha: Ja doch, — meentwaign!

(Wenn alle Kinder raus, kommt Fritzel zaghaft herein, geht auf Martha zu, öffnet sein Säckchen.)

Martha: War kömmt denn do no su allein? — Wie spröchst denn? — Mußt laut schrein!

Fritzel: Su'n Morg'n — zon Gründornschtg!

Martha: (füllt ihm den Sack): Wie heest denn du?

Marie: Doas ös ja Schneider-Schröstels Fritzel.

(Martha läßt erschrocken das Kind los.)

Naz (aus dem Hause): Ward er glei sahn, doas der fortkömmt. 's soall ja ne ausg'teelt warn, — war hot denn 's Tur usg'macht?

Martha: Pfui, Naz! Donnerstiechtch ond joi mer doas Kind fort. Komm, mei Fritzel, dar doarf der nischt tun.

Naz: Ses spröcht su, ond 's anner su. Nischt ös mieh — ich mach nemmieh mit, iech kung'g. (Ab durch das Tor.)

(Martha hat das Kind auf den Arm genommen.)

Martha: Ja, ja, — die Mugn, — doas sein seine Mugn, oes sähg a miech oa, doas ös sei Kind. (Hat das Kind wieder hingestellt.)

Marie (ist zu Fritz getreten): Mußt a Händel gahn, sprich: Dank schien:

Fritz (geht zu Martha): Ich dank schien!

Martha (kniert neben ihn hin): Fritz? Wällst du bei mer bleibn?

Fritz: Ja, ba dehr bleibch, — aber d'r Grufvoater?

Martha: Dar kömmt oall Tag ond sieht woas Fritz macht!

Fritz: Ja, ba dehr bleibch!

Kämpfe folgen mit der Schwiegermutter, harte Auseinandersetzung mit dem Manne, der glaubt, sie habe das Kind angenommen, um einen Haupttrumpf gegen ihn auszuspielen zu können, und ihr befiehlt, es sofort wegzuschicken. Sie läßt nicht von dem Kinde.

Martha: 's ös onse Pflicht, fer doas Kind zo forgn. — Mit Freedn hoach miech des Kinds oagenomm, ond iech bien fest entschlossen, ich will wieder gutt machn, woas on'n versünd'gt wurn ös. Ich wollt doach o woas hoann, iech wollt miech doch öm woas kömmern dörfe, woas hättch denn sonst do gwollt? Woas zo bsorgn ond zo bröchte woar, schreebst du dr Motter, iech dorft miech ne dröm kömmern, woas blieb denn fer miech? Wenn dr Morgen koam ond iech müßt oaf su sahn, woas fer miech zo tun woar, niemols a eegn Wurt hoann, doas woar mer verhoast, iech bien 'n doas ne gwohnt. — Ond nu koam doas Kind, sieht miech su treuharzg oa —, of emol do wofsch, woas fer miech zo tuu woar —, ond de Freed losch mer vo dehr ne verkömmern.

Ernst: Ond doas ös dehr egoal, a woas fer a Sicht du miech stellst? Ich koann miech an Dorf nemiech sahn lossn, mit Fingern warn se of miech weisen. Ond mein Motter, die hätt doach o a Wort mit neizuräde.

Martha: Do hoat kee Mensch neizuräde, wenn mehr zwee eenz sein.

Ernst (höhnisch): Mer zwee eenz? Doasch ne lach. Mer warn an Eabn ne eenz. Mer sein zwee zo verschiedene Noaturn.

Martha (leint laut): Wenn's aber mei Wunsch wär.

Martha (schmerzlich): Ernst? Ob du mersch gleebst oder ne, doas hoich ne g'wollt. Freilich, iech hoo mersch örscht one su röchtg überläht, ond hoas omend o zon Troy g'macht, aber ne gegn diech. Ich wees oaf subill, doas miech of emol a Derboarmn mit dann flenn Karln g'pact hot. Ernst? Ich hoa an freed'nlose Jugend hinner mer. Wenn mer das Kind su sahn muß, wiech d' Eltern dabsurgn ond dabhezn, ond wörd zo nischt. Do fällt's wie a Reif of a Kinnerg'mütt. Vo a frenndlichn Jugend zehrt d'r Mensch bis ofs huhe Ualter. — Wie on'n Gründornschtg die annern Kinner su ausg'lossn ond vergnügt mit ehrn Säckeln röm-sprungn, da koam ha so stöll und alleen, hielt sei Säckl har ond sohg

mich da — mit Augn — — mit de'nn Augn! Do hoich mieh der-
niederg'kauert zo'n — ond 's woar, das ging mers Harz uf. — Ja, du
oarmer Klenner Karl, du soallst ne heimoatlus sein, du soallst an Heemcht
hoann, dei onschold'ges S'mütt soall ne verböttert warn. Doach hoich
mer gloobt ond hoia mersch vürg'nommn, mei Tun ba dehr zo verantwortn.
Ernst: Wenn iech dehr traun dārft? Wenn doas wuhr wār. Ond doach,
's ös zovill verlangt.

Martha: Bien iech ne ömmer ufröchtg g'wast?

Ernst: Doas schonn. Wenns wār wie wu annersch, doas Moan ond Frau
a geg'nseit'gn Vertraun ond Lieb zo anannerhain. Doas ös doach aber
ba ons ne. Wingst'ns vo denner Seit d'rwoart iech doas nemieh — doas
hoich ufgahn! Doas Kind wörd ömmer zwöschn ons stiehn.

Martha: Ne, Ernst, doas Kind stieht ne zwöschn oos, doas Kind hot mieh
zo dehr g'fuhr.

Ernst: Soall iech denn doas wöcklich gleebn? Du host verziehn ond ver-
gassn?

Martha: Ich hoia verziehn, Ernst. Ich wollt merch oaf ne ei'gstiehn, über
oall me'nn Trost woar doach endlich onse aale Jugendlieb Herr. Mit Sittern
ond Zagn hoich of diech g'woart.

Ernst: Ond konnst du mer ne amol a liebes Wurt schreiben? Ich hätt doach
vill Freedn g'hoat —, su hoats ömmer wie a Dalp of mer g'lain. Wie
oft hoia iech mer an Augl g'wünscht, oaf doasch wollt Ruh hoann. Ond
nu kommch heem, noach dan Storm ös, das wār d'r bies Wind naußg'zoim,
iech komm mer vür wie an Himmel.

Martha: Ond su soalls bleibn, Ernst! Wie ond wuhar mer dar Eifoall
kommn ös mit dann Jougn, koanch mer ne derklärn. 's mußn doach sei
guter Engel g'schöck't hoann.

Ernst (freudig zu Fris): Jonger, komm har, du böst a Glückskind!
(Hat ihn auf den Arm genommen.)

Der Gründonnerstagjunge hat das Wunder vollbracht und
die zwei, die sich früher aus tiefstem Herzensgrunde geliebt hatten,
wieder vereint. Das ist so überzeugend dargestellt, daß man
diesen versöhnlichen Ausgang für den einzig möglichen hält.

Ein Schauspiel „Aus der Franzosenzeit“ liegt nur in der
Handschrift vor; es zeigt die alte Wahrheit: es war alles schon
einmal da; denn die geschilderten Verhältnisse von 1809 und 13
gleichen ganz den gegenwärtigen.

Wir erhoffen von Friedrich noch manches Volksstück. Alle
Arbeiten bis zur letzten sind gleich frisch und gesund und immer
neu, sein Born ist noch lange nicht erschöpft. Wir hoffen aber
auch, daß seine Landsleute sich dankbar bezeigen und sich fleißig

an diesem Born erquicken. Der preussischen Seite der Oberlausitz hat **F. Bertram** eine Reihe wirksamer geschichtlicher Dramen und lustiger, echter Bauernstücke in Mundart geschenkt, z. B.: „Graf von Soezen“, „De Probe“, „De Heiratsannunce“. Man klagt darüber, daß oberflächliche, zweideutige, innerlich unechte, kurz schlechte Stücke die Schaubühnen der kleineren Städte beherrschen. Auch in einer Lausitzer Stadt wird viel geklagt und gelärmt. Nun, warum greift man nicht zu so kräftigen, wirksamen Stücken wie denen von Friedrich? Sind sie nicht literarisch genug? Gerade weil sie nicht Literatur sind, sondern Leben, gehören sie auf die Bühne. Über die Mängel in der Technik kann man hinwegsehen, wenn sie innerlich gesundes, pulsierendes Leben haben. Dies sei vor allem auch den Vereinen in den größeren Dörfern gesagt, die sich jetzt lieber von Großstädtischen Theatertruppen den elendesten Kutsch vorsezen lassen.

Auch sollten die Zeitungen sich mehr als bisher der Pflege der Heimatdichtung annehmen und durch Vermittlung des bodenständigen Echten, Reinen und Guten in den Lesern die Liebe zur Heimat wecken und wach erhalten. Einige Zeitungen haben besondere Beilagen geschaffen, um in diesem Sinne zu wirken, z. B. Sörlitzer Nachr. und Anzeiger: **Oberlaus. Heimatblätter** Bauzener Tageblatt: **Heimatlänge**, Südlausitzer Nachrichten-Reichenau: **Oberlausitzer Heimatbeilage**. Daß diese Blätter sich großer Beliebtheit erfreuen, ist schon ein bedeutender Erfolg; denn es ist auch ein Sieg gegen den öden, oberflachen Unterhaltungskitsch der Courthys-Mahler und ihrer Massenschreibergenossen. Freudig begrüßen wird man auch den Oberlausitzer Heimatkalender, der nach mehrjähriger Pause unter dem Titel „**Die Oberlausitzer Heimat**“ in neuem künstlerischen Gewande und mit reichem Inhalte von Prof. Dr. Curt Müller herausgegeben wird. Unter dem Titel „**Die neue Heimat**“ erscheint eine von R. A. Findeisen geleitete Monatschrift für das ganze Sachsen. „Heimatsforschung, Heimatschutz, Heimatkunst (in einem aller Engherzigkeit und Willkür abholden Sinne) hat sie über ihren Torbogen geschrieben“. Und sie erfüllt, was sie verspricht. In Wort und

Das Bücher-Verzeichnis.

Nach Verfassern geordnet.

- Überlausitzer Guttlieb, Reichenau, Marx.
- Barber, S. (S. v. Zilligstein) Aus derr Heemte. Börl.,
Tzschaschel. 33
- , — Hausbacken-Brut. Ebenda.
- Bertram, F., Graf von Soezen. Lauban, Reipprich. 47
- , — De Heiratsannunce. Ebenda. 47
- , — De Probe. Ebenda. 47
- Bihm's Korle (Matthes), Kraut und Rüben. Zitt., Braun.
- Bittrich, M., Spreewaldgeschichten. Berl. Büch. d. deutsch.
Hauses.
- Blasius, A., Wie ons der Schnoabl gewachsn ös. 35
- Löb., J. S. Walde.
- , — Be ons derrheem. Ebenda.
- , — Oberlausitzer Dorfgeschichten.
Meyers Volksb. Leipzig, Fock.
- Böhmer, A., Fr Kin'r woas. Zittau, Braun.
- , — Dichtungen a. d. Dybintale.
- Booden, A., Pascherfriedel. Neugersd., Teller & Rosberg.
- Corvus, M., In Omnibus caritas. Bresl., Schottländer.
- Dix, A., Eine Sammlung der Heimat gewidm. Dichtungen. 79
- Dorn, A., Frührot. Konstanz, Hirsch.
- Drache, El., Unvergessene Liebe. Hübners S. Vb. Spzg. Turm-V. 79
- Ebertin, S., Inspektor Raabe. Bautz., Sebr. Müller. 75
- Friedrich, W., Hennerch-Bobls Feuer. Reichenau, Marx. 26
- , — Onser Gründornschtg-Jong. Ebenda.
- , — Die Entführung. Ebenda. 34
- Gärtner, A., Überlausitzer Post. Ebersbach, Clemens. 70
- Serlach, A., Der Pumphut. Leipz., Matthes.
- Gräve, H. S., Volksfagen u. volkstüml. Denkmäler d. Lausitz.
- Haupt, A., Sagenbuch der Oberlausitz. Leipz.
- Helling, B., Schön Ulla. Kronenbücher. Berl., A. Mosse.
- Irrgang, S., Um Stadt und Krone. Vaterl. Festsp. z. Jahrb.-
Feier d. Befr.-Kriege. Dresden, Holze & Pahl.

Seite

- Johannsen, D. H., Der Abgott Flinz. D. Goldsucher a. Valtenberg. D. Brand v. Bischofswerda. In d. Nacht v. Hochkirch. D. Kapelle a. böhmischen Steg. D. Tochter d. Verräters. Hübners Sächs. Volksb. Spzg. Turm-V. — , — Gedichte aus dem Sachsenlande. Bautz., Wellersche Bchhdlg.
- Kauffer, E., Aus der Lausitz. 1853.
- Keller, P., Die alte Krone. Bresl., Bergstadtverlag.
- Koschütz, M., Stadttheimat. E. Blick ins Jugendland. Bautz., Rühl's Bchhdlg.
- Köttsche, J., Das erste Werk.
- Krüger, H. A., Gottfried Kämpfer. E. Herrnhutischer Bubenroman. Braunschweig, Westermann.
- Liebig, E., Anne Hanfl Feldbliemel vu an Überl. Bauernmadel.
- Liebusch, Sagen und Bilder aus Muskau. Dresd., Zahn & Jaensch.
- Lohmann, F., Die Entscheidung bei Hochkirch.
- Mittasch, E., Tage der Kindheit. Erinnerung. e. alt. Frau.
- Müller, E., Volkstümliches Kinderlied und Kinderspiel im Königr. Sachsen. In Vorber.
- Müller-Hagen
- Nithack-Stahn, W., Jakob Böhme.
- Peters, B., Petrus Ruffi, ein Bürgermeister v. Sörlitz.
- Polenz, Wilh. v., Gesammelte Werke, hrsg. v. Adolf Bartels, Berl., Fleischel & Co.
 Bd. 1: Der Büttnerbauer.
 Bd. 3: Der Pfarrer von Breitendorf.
 Bd. 7: Dorfgeschichten.
 Bd. 9: enth. Junker u. Fröner.
 Einzelausg. Eugensland. Feldausg. Ebenda.
 Glocken v. Krummseifenbach, Glück der Riegels v. Petersgrün. Wiesbad. Volksb. Wiesbaden, H. Staadt.
- Reichard, B., Pater Hilarius. Zitt., Braun.
- Renatus, J. (Frh. v. Wagner), Allerlee aus der Überlausitz. Bautz., Hübner.
 — , — Die letzten Mönche v. Oybin. Leipz., Ungleich.

Litt
79

78

33

- Renatus, J., Lebensskizzen a. ernst. u. heit. Tagen. Leipzig,
Ungleich.
- Rietschel, S., Jugenderinnerungen. Wiesbad. Volksb.
- Rößler, F., Der Eckensteher. Gesch. a. d. Lausitz. Dresd.
Weinböhla, Verl. Aurora.
- Schmiedgen, S., Der letzte Raubritter v. Dybin.
Löb., Schmorrde.
- Schöbel, J. S., Aus Vaterhaus und Heimat. Jugenderinne-
rungen eines Oberlausitzers. Leipz., Kenienverl.
- Schöne, D., Szorneboh-Sagen. Bautz., Gebr. Müller.
— , — Der Rothstein. Reichenbach, Bote a. d. D.-L.
- Schwär, D., Die Mummelwalder. Dresd., Reifner.
— , — Die Höllmühle u. and. Erzählungen.
Sörl., Glauber.
— , — Die Heimatlosen. In Vorbereitung.
- Siegert, H., Lausitzer Sagen. Löb., J. S. Walde.
- Söhle, K., Der Seigengraf. In Vorbereitung.
- Störzner, „, Was die Heimat erzählt. Leipz., Arw. Strauch.
- Stübler, H., Ein deutsches Krippenspiel.
Bautz., Wellersche Bhdlg.
- Wilhelm F., Unsere Heimat — Die Lausitz. Bautzen,
Weller'sche Buchhandlung.
- Wilisch, S., Der letzte Ritter v. Dybin.
- Willkomm, S., Der Todseher. Berlin. 77
— , — Jugenderinnerungen. Sonderabdr. a. d. Grenzbl.
- Wohlgemuth, A., Lessing in Ramenz. Charakterb. i. 2 Aft.
- Zachmann, W., Auf dem Bauernhose. Leipz., Arwed Strauch.
— , — Im Lenz und Frühsommer. Ebenda.
- Zilligstein, S. v., s. Barber!

Wick, Johann: Lied aus der Heimat
Spell. W. v. —

77
77

Die Höllmühle

Von Oskar Schwär

erschien im Verlag Carl Reißner-Dresden

»Die Mummelswalder«

Darüber schreibt unter anderen Prof. Ottomar Sicking:

„In diesem Bande steckt alles, was man von einer wirklichen Heimatkunst verlangen kann. Der Verfasser sieht seine Gestalten mit jener echten Liebe, die nicht blind ist gegen die Schwächen der Mitmenschen, sie aber gern entschuldigt. Ein reiches Gemüt offenbart sich uns in den acht Geschichten, und es macht sich dabei ein richtiger, alles Verletzende oder Uebertriebene feinkünstlerisch meidender Humor geltend, für den wir gerade in dieser Zeit unendlich dankbar sein müssen. Schwär schöpft unmittelbar aus dem Dorfsvolke. Er kennt seine Leute genau und versteht es, sie ausgezeichnet zu charakterisieren. Es ist ein schwerfälliger, schwerredender Stamm, mit dem wir da bekannt werden, — keineswegs ist das Wesen dieser Menschen aus lauter sympatischen Zügen zusammengesetzt, aber letzten Grundes haben wir es doch mit ehrlichen Persönlichkeiten zu tun, die die Welt auf ihre Art anblicken und begreifen, die wohl eng in ihren Gedanken sind, sich aber eben deshalb noch viel Ursprünglichkeit bewahrt haben. Es ist ein großes Verdienst des schon nicht unbekannteren Verfassers, daß er durch dieses Buch so mancher, sonst dem Vergessenwerden anheimgefallenen Volksstille ein Denkmal setzt, — man erfreut sich herzlich an den Schilderungen, die ganz anspruchslos und schlicht gegeben werden, doch aber ihre tiefe, allgemein menschliche Bedeutung besitzen. Liebe und Haß schlichter Seelen, Zähigkeit, Trotz und seltsame Ideengänge in Bauernschädeln stellt er uns mit einer Anschaulichkeit dar, wie sie nur jemand zu Gebote steht, der wahrhaft dichterisch denkt. Technisch sind die Geschichten hübsch abgerundet, und der interessante Dialekt ist so behandelt, daß ihn auch der Nichtsachse leicht verstehen kann. Alles in allem eine wertvolle Gabe, die man sicherlich in weiten Kreisen willkommen heißen wird!“

Von demselben Verfasser

erscheint in der Verlagsanstalt Sörlitzer Nachrichten und Anzeiger, Sörlitz:

»Die Höllmühle«

Inhalt: Die alte Heidrichen, Micklisch-Johanns Glück, Bach in Mummelswalde, Die Diese, Die Höllmühle, Hans Christlieb's Uhren. Die Lebendigen und die Toten.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W, Linkstr. 16

Adolfs Bartels

sagt in seiner Vorrede zu den gesammelten Werken, daß
der Pausitzer Dichter

Wilhelm von Polenz

einer der ersten sozialen Dichter-Schriftsteller der
Deutschen gewesen sei, der erste in unserer Zeit

Augenblicklich lieferbare
Sinzelausgaben

	Romane	geh.	geb.
Der Büttnerbauer		M. 6,—	M. 8,—
Der Grabenhäger		„ 6,—	„ 8,—
Thekla Lüdckind		„ 12,—	„ 14,—
Der Pfarrer von Breitendorf		„ 6,—	„ 8,—
Sühne		„ 5,—	„ 7,—
	Novellen	geh.	geb.
Versuchung		M. 2,—	M. 4,—
Reinheit		„ 3,—	„ 5,—
Novellen		„ 4,—	„ 6,—
Unschuld		„ 2,—	„ 4,—
Karline		„ 2,—	„ 4,—
Euginland	Part.	„ 1,25	

Dramen, Gedichte, Aufsätze

Heinrich von Kleist, Trauerspiel.	Seh. M. 1.50
Andreas Bockholdt, Tragödie.	Seh. M. 2.—
Junker und Fröner, Dorftragödie.	Seh. M. 2.—; Geb. M. 4.—
Erntezeit, Gedichte.	Seh. M. 2.—
Gedichte und Dramen.	Seh. M. 4,—; in Leinen geb. M. 6,—
Das Land der Zukunft, Aufsätze.	Seh. M. 4,—; geb. M. 6.—

Alle Preise sind wegen der schwankenden Herstellungskosten unverbindlich.

J. S. Walde, Verlagsbuchhandlung, Löbau Sa.

In meinem Verlage erschien:

Richard Blois: „Be ons derrheem!“

95 Seiten mit Sortimentss-Teuerungszuschlag Mark 1.50

„Wie ons der Schnoabl gewachsn ös“

62 Seiten Mark 1.20

Lustige Geschichten in Oberlausitzer Mundart

Die „Oberlausitzer Nachrichten“ schreiben: Ein köstliches Büchlein voll des herrlichsten Humors! Man muß lachen, bis einem die Tränen aus den Augen kommen, wie bei Fritz Reuterscher Sektüre. Im sächsisch-böhmischen Grenzdialekt, wie er östlich von Zittau gesprochen wird, abgefaßt, ist die Sprache doch jedem Lausitzer verständlich. Der Inhalt ist aus dem echten, natürlichen Volksleben geschöpft. Der Verfasser, wie er in der reizenden, manche innere Wahrheit enthaltenden Geschichte „Derr neue Schulmeister“ von sich sagt (S. 19), ist Lehrer und hat das Volk in seiner Lausitzer Eigenart, in seinem Denken, Fühlen und Meinen sehr gut belauscht und wiedergegeben. Wir möchten jede der 13 Geschichten als eine Perle bezeichnen, in der sich die Eigenart des Volkes auf das treueste widerspiegelt. Manches mag wohl auch wirklich so geschehen sein; daher enthält das Büchlein Wahrheit und Dichtung, gut erzählt und gut erfunden. — Wir empfehlen es warm, besonders auch zum Vorlesen an Gemeindeabenden, in Gebirgsvereinsitzungen, für die Freunde der heimatlichen Lausitz und besonders auch für Volksbibliotheken, wie auch jedem Lausitzer, alt und jung. — — — — — Dr. M. R.

Der „Oberlausitzer Volksbote“, Ebersbach, schreibt: Ein stattliches Bändchen voll trefflichen, kerngesunden Humors, das unter den wenigen guten Sachen in unserer Mundart einen hervorragenden Platz einnehmen wird; es sind diese Erzählungen nicht wie andere eine Bearbeitung von „Fliegenden Blätter-Witzen“, sondern aus dem wirklichen Volksleben der Oberlausitz herausgegriffen. Man liest es immer und immer wieder und muß Tränen lachen. XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Hans Siegert: „Lausitzer Sagen“

Bearbeitungen von Sagen, die in den Sammlungen von Haupt, Gräffe, Meiche, Köhler, Ziehnert, Tromlitz, König, Gräve, Piff u. a. enthalten, aber nicht mit dem Maßstab der Wissenschaftlichkeit zu messen sind, sondern der Verfasser hat die Sagenstoffe unter möglichster Wahrung der Treue in ein dem Lesebedürfnis und der Vorstellungskraft des Kindes entsprechendes Gewand gekleidet und da und dort mit einer farbigen Schleife verziert. XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

114 Seiten in Ganzleinen geb. m. Sort.-Teuerungszuschlag M. 2.-

5 A 9779

Oberlausitzer Heimat-Beilage

Blätter für Heimatkunde, Geschichte,

* Kunst sowie Literatur *

unter Mitwirkung bewährter u.

beliebter Schriftsteller



Erscheint jede Woche am Mittwoch als Beilage der „Südlausitzer Nachrichten“, kann aber ohne letztere abonniert werden und beträgt hierfür der Abonnementspreis einschließlich Porto für Zusendung 1.50 Mark vierteljährlich Textl. Beiträge für die Beilage sind jederzeit erwünscht u. es wird gebeten, solche an die Geschäftsstelle zu senden
Druck und Verlag: „Südlausitzer Nachrichten“
Alwin Marx (Inhaber Otto Marx) Reichenau i. Sa.
Fernsprecher 213

ENTSKUERT
PAL 05/2018

Hinweise 1. Ex. = H. lit. 396, 15 (Kps.)
X

2. Ex.

Signatur 5A 9779	Stok 60°
---------------------	-------------

RS

Bub 96
13. 11.

AK
Bt

Titelaufn.
Bt

AKB
7. 11. 89

FK

1 Sax. 18. 11. H

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-
vermerk

SLUB DRESDEN



3 3821434

